
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Oktober 10/2020

72. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke

Lessons learned

Lernerfahrungen² in England (und dem Rest der Welt)

Stefan Kopp

Beteiligung am Gottesdienst – auch unter besonderen Bedingungen

Werner Höbsch

Die Begegnung von Stan Laurel und Thomas von Aquin

Eine Anregung zum Lesen

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Petra Dierkes	
Zeit, dass sich was dreht!	290
Christian Hennecke	
Lessons learned	
Lernerfahrungen ² in England (und dem Rest der Welt)	291
Stefan Kopp	
Beteiligung am Gottesdienst – auch unter besonderen Bedingungen	296
Klaus Vellguth	
Solidarisch für Frieden und Zusammenhalt	
Weltkirchliche Solidarität in Zeiten von Corona	302
Leserbrief	308
Werner Höbsch	
Die Begegnung von Stan Laurel und Thomas von Aquin	
Eine Anregung zum Lesen	310
Alex Lefrank SJ	
Chance zur Vertiefung des Eucharistieverständnisses in Corona-Zeiten	315
Rezensionen	
Thomas Frings: Gott funktioniert nicht	
Manfred Becker-Huberti: Heiliger Nikolaus	319



Liebe Leserinnen und Leser,

es tut gut, in Corona-Zeiten auch einmal Nicht-Pandemisches in den Blick zu nehmen. In diesem Sinne ist **Dr. Christian Hennekes** Reportage über seine Lernerfahrungen in England ein den Horizont erweiternder, ermutigender und inspirierender Beitrag. Dies gilt umso mehr, als er nicht nur Bericht, sondern wertende Wahrnehmung und schlussfolgernde Stellungnahme hinsichtlich der Pastoral der deutschen Kirche ist. Der Autor ist als Generalvikariatsrat Leiter des Seelsorgeamtes im Ordinariat des Bistums Osnabrück

Nach der Ausschau ins Inselreich werden Sie nun doch wieder thematisch von Corona eingeholt. Dabei ist die Optik von Professor **Dr. Stefan Kopp**, Ordinarius für Liturgiewissenschaft an der Theologischen Fakultät Paderborn, eine erhellende: Denn er der Autor schaut doppelt auf den Zusammenhang von Corona und Gottesdienst, indem er die Krise selbst als „Motor“ und als Wahrnehmungsinstrument interpretiert: Sie beschleunigt – sowohl negative wie hoffnungsvolle – Entwicklungsprozesse und deckt als „Scheinwerfer“ Gegebenheiten auf, die keineswegs neu sind, sich aber unter dem Schutzmantel des „immer schon so“ vorher der Beobachtung und Reaktion entziehen konnten. Ähnlich wie im ersten Beitrag, bleibt es auch in diesem Artikel nicht bei Wahrnehmungen, sondern der Autor kommt auch zu Schlussfolgerungen bzw. einem ermutigenden Ausblick.

Auf einen wichtigen **„Hinweis“ in eigener Sache** folgt der fest in der Oktoberausgabe verankerte Beitrag zum Weltmissions-Sonntag:

Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth, u. a. Leiter der Abteilung „Theologische Grundlagen“ bei misio Aachen und Professor für Missionswissenschaft an der Ordenshochschule Vallendar, lenkt diesmal die Aufmerksamkeit auf die große Region Westafrika und ihre Betroffenheit durch die Corona-Pandemie bzw. die staatliche wie kirchliche Reaktion darauf. Mithilfe von interviewten einheimischen Kräften werden besonders die Situationen in Senegal, Côte d'Ivoire und Nigeria angesprochen – eine Chance, authentisch etwas über Länder zu erfahren, von denen die Nachrichten zzt. eher kaum sprechen und deren Bewohner/innen doch gleichermaßen zu den „Nächsten“ gehören, die zu lieben uns aufgegeben sind.

In einen völlig anderen Bereich, nämlich in das Gespräch zwischen Literatur und Theologie, führen die Ausführungen von **Dr. Werner Höbsch**, langjähriger Leiter des Referats „Verkündigung und Dialog“ im GV Köln, den alle Fragen des Dialogs der Religionen und Kulturen auch noch in seinem „(Un-)Ruhestand“ bewegen. Sein grundsätzlich angelegter Beitrag hat als konkreten Kristallisationskern eine ungewöhnliche Neuveröffentlichung, nämlich ein fiktives Gespräch zwischen Stan Laurel, bekannt als „Doof“ im Duo „Dick und Doof“, und Thomas von Aquin. Lassen Sie sich mitnehmen auf diese Lesereise.

Den Schluss bildet eine Betrachtung der „Lebensbrot- und Eucharistierede“ im sechsten Kapitel des Johannesevangeliums, die **P. Alex Lefrank SJ** zur Klärung der Frage nach dem Verständnis der Eucharistie in Corona-Zeiten heranzieht.

Möge der Wechsel von durch die aktuelle Gegenwart ausgelösten Beiträgen und Artikeln völlig eigenständiger Herkunft Ihr Interesse finden. In diesem Sinne grüßt Sie herzlich

Ihr

Gunther Fleischer

Petra Dierkes

Zeit, dass sich was dreht!

Der Europaradweg R1 geht quer durch Europa. Wer es von London bis Moskau schafft, hat nicht nur über 5000 km hinter sich, sondern ist um viele Erfahrungen reicher. Ich bin in diesem Jahr zusammen mit meinem Mann in den Sommerferien diesen Fernradweg quer durch Deutschland geradelt. Das war nicht nur coronabedingt, sondern auch schon lange auf der Reisewunschliste. Und es hat sich gelohnt: Wie beeindruckend schön ist unsere Heimat im Herzen Europas – wie bunt, lebendig und vielfältig ist das Leben. Wie einzigartig und oft auch überwältigend sind Landschaft und Natur. Wenn alles rund läuft. Wenn das Fahrrad aber eine Acht hat und eiert, ist erstmal Anhalten und Reparieren angesagt. Schon ein kleiner Schlag – und alles gerät aus dem Gleichgewicht. Die Speichen müssen mühsam neu justiert werden, die richtige Balance muss wiederhergestellt werden, sonst ist das Rad irgendwann bald gar nicht mehr zu gebrauchen.

Die notwendige Reparatur des Vorderrads erinnert mich an die Mahnungen, die Papst Franziskus uns schon vor fünf Jahren mit auf dem Weg gegeben hat: Alles hängt mit allem zusammen – in unserer komplexen Welt ist alles miteinander verwoben – in Beziehung zueinander. Der Kampf gegen die weltweite Armut und die Umweltzerstörung sind untrennbar miteinander verbunden! Ein Speichenbruch – und das ganze Rad dreht sich nicht mehr. Noch ist die Zerstörung unserer Umwelt kein Bruch – aber durch unser zerstörerisches Verhalten hat Gottes

Schöpfung schon eine deutliche Schlagseite erhalten. Wie wichtig ist es da, dass wir die Zusammenhänge sehen. Papst Franziskus formuliert in seiner Enzyklika „Laudato Si“ unmissverständlich:

„Da alle Geschöpfe miteinander verbunden sind, muss jedes mit Liebe und Bewunderung gewürdigt werden, und alle sind wir aufeinander angewiesen. Jedes Hoheitsgebiet trägt eine Verantwortung für die Pflege dieser Familie. Es müsste für sie eine sorgfältige Bestandsaufnahme der Arten erstellen, die es beherbergt, um Programme und Strategien für den Schutz zu entwickeln, und dabei mit besonderer Sorge auf die Arten zu achten, die im Aussterben begriffen sind“ (LS 42).

Wir alle sind Teil dieses weltweiten Gleichgewichts. Alles hängt mit allem zusammen, möge es uns gelingen, dem Rad des Lebens die richtige Richtung zu geben. Auch unser eigenes Verhalten macht den Unterschied, sorgt dafür, dass sich was ändert. Dass sich was dreht. Papst Franziskus betet im „Christlichen Gebet mit der Schöpfung“:

„(...) Gott der Liebe, zeige uns unseren Platz in dieser Welt als Werkzeug deiner Liebe zu allen Wesen dieser Erde, denn keines von ihnen wird von dir vergessen. Erleuchte, die Macht und Reichtum besitzen, damit sie sich hüten vor der Sünde der Gleichgültigkeit, das Gemeinwohl lieben, die Schwachen fördern und für diese Welt sorgen, die wir bewohnen. (...)“

Lessons learned

Lernerfahrungen² in England (und dem Rest der Welt)

Mit einem englischen Kurzbegriff und einem deutschen Wortgetüm zu beginnen, das macht vielleicht die nachfolgenden Überlegungen von vornherein unzugänglich – oder vielleicht nicht? Zunächst und vor allem haben wir vor allem von unseren englischen, vor allem von unseren anglikanischen Geschwistern gelernt, auch wenn das nicht der Anfang der Geschichte ist...

Der Anfang ist das Zwischen

Schon zu Beginn dieses Jahrtausends bewegt eine Frage unsere Kirchen. Angesichts der deutlichen Abbrüche in beiden Kirchen, angesichts des neu entdeckten Begriffs der Mission stellt sich die Frage, wie wir in Zukunft in der Nachfolge und Sendung Jesu weitergehen können. Ich würde mal behaupten, dass ganz am Anfang immer noch der Gedanke des Selbsterhalts steht: Was wäre zu verändern, damit unsere Gemeinden lebendiger werden? Und die erste Spur, die gemeinsam in den Blick gerät, ist spannennderweise die Schrift.

Meine ersten Begegnungen und ersten Kontakte mit den evangelischen Geschwistern der Landeskirchen und Freien Kirchen haben damit zu tun. Denn während wir im Blick auf die Erneuerung unserer Kirche die „Small Christian Communities“ (SCC) entdecken, deren innere Mitte das Teilen des Evangeliums ist, entdecken wir bei den evangelischen Geschwistern die Hauskreise ... Das ist ähnlich, das ist ein gemeinsames Thema. Ein Lernthema, weil Schritt für Schritt deutlich wird, dass es bei den „SCC“ ja gar nicht um kleine Gruppen und auch nicht um Hauskreise geht, sondern um das

Wachsen von Kirche im Lebensumfeld, in den relevanten Beziehungsräumen ...

Aber da war es schon passiert: wir hatten uns entdeckt, als tiefe Suchende, als Geschwister im selben Geist. Und das war der Anfang. Denn wer weiß, wie komplex der Umgang zwischen Kirchen sein kann, wenn sie sich diplomatisch begegnen – mit Freundlichkeit, aber doch in Instanz ... hier war es ganz anders: wir redeten nicht nur über Modelle und Ideen, wir teilten nicht nur unsere Fragen – wir erlebten Gemeinschaft im Geist!

Und das ist mehr als nur ein glücklicher Zufall. Denn diese Erfahrung machte alles leichter. Wir waren schon Kirche, wir waren schon in Christus eins, und diese Verbundenheit in Seiner Gegenwart ist auch ein Licht zum Sehen, eine Kraft zum Weitergehen, eine Perspektive nach vorne, die schon das erlebt, woraufhin wir unterwegs waren.

Der Anfang war das Zwischen, jener Geist wirkte unter uns, der Hermeneut der Zukunft.

Der Grundwortschatz der Erneuerung

Zusammen mit evangelischen Geschwistern im Geist nach England zu fahren, das war genial. Denn wir lernten gemeinsam bei einem Dritten. Von vornherein gab es keine Konkurrenz, sondern einen gemeinsamen neugierigen Blick, ein Staunen über Aufbrüche, die wir in unseren Kirchen ersehnten. Und bei den verschiedenen Besuchen lernten wir eine neue Grammatik und den Grundwortschatz missionarischer Aufbrüche – und es ist so wie bei jeder neuen Sprache: sie ist untrennbar verknüpft mit Erfahrungen, Geschichten, die wir gemeinsam erzählen können.

Mind the gap

Wer immer in London mit der Tube unterwegs, wird das sonore „mind the gap“ nicht überhören können. Wir auch nicht. Für uns

wurde es zum Sinnbild: Achtung, Achtung, wie schön die Erfahrungen auch sein mögen, wie krass und schrill sie daherkamen, klar war auch: Wir können sie nicht übertragen, wie können sie nicht einfach als Muster mitnehmen und dann in Deutschland anwenden. Ja, denn das wäre eine Art Schnittblumenpastoral – ein Pflücken der Blüten, ohne zu bedenken, dass all dies ja erst wachsen muss.

So sehr wir das wussten, so unbekümmert haben wir doch vieles zu übernehmen versucht. Erst Schritt für Schritt wurde uns die ganze Geschichte offenbar, die nicht abzukürzen ist ...: dass Pioniere über mehr als ein Jahrzehnt viel versucht haben, neue Wege gegangen sind, ohne direkte Unterstützung von ihrer Kirche zu erfahren. Da waren und sind Charismatiker auf dem Weg, die nicht finanziell unterstützt wurden, deren Berufung es war, Pioniere zu sein.

Ein langer Weg, kein einfacher Weg, ein Weg der Duldung und der Leidenschaft. Wir haben es erst beim genauen Hinschauen mitbekommen, denn als wir kamen, war England schon zum Wallfahrtsort der „fresh expressions of church“ geworden – und hatten die Bischöfe schon alles in die Wege geleitet, diese Pioniererfahrung zu fördern ...

Erst mit der Zeit erlebten wir, dass auch uns schmerzhafteste Prozesswege nicht erspart bleiben ...

Money talks

Zu den ersten Begleitern auf unserem gemeinsamen Weg gehört Bischof John Finney, der oft in Deutschland war, aber unsere ökumenische Zusammenarbeit tief ins Herz geschlossen hatte. Und von ihm stammt ein wichtiger Satz, der vielleicht erst heute – in der Zeit der Coronapandemie und ihrer Folgen – seine radikale Bedeutung gewinnen kann. John erzählte uns, wie die anglikanische Kirche es jahrelang aushalten konnte, dass ihr bisheriges Gestaltmodell Schritt für Schritt zerbrach – solange noch Geld vorhanden war.

Als aber – in einer der vielen Finanzkrisen – viel Geld verloren ging, da begann ein Umdenken, eine Änderung der Prioritäten – mit Finneys legendären Satz: „Then the Holy Spirit spoke the language any bishop understood: Money talks...“ Veränderungen bereiten sich vor, Zukunft liegt schon da, Erfahrungen sind schon gemacht, Erkenntnisse verarbeitet – und doch ändert sich nichts. Ist es wirklich so, dass erst in solchen nicht selbstgemachten Krisen tiefer Wandel möglich wird?

Das heißt natürlich nicht, dass Pioniere sich nicht auf den Weg machen sollten, Innovationsfonds nicht eingerichtet werden – aber: Richtig wirksam kann Veränderung erst dann werden, wenn sie unausweichlich notwendig wird. Für uns hieß das: wir sind noch vor diesem Schritt – wir beginnen gerade erst, und warten auf das Offenbarwerden des Neuen. Ist vielleicht heute die Zeit dafür da?

We love them!

Tausendmal erzählt, verliert die Geschichte, die ich bei unserer ersten Reise erlebt habe, nichts von ihrer Bedeutung. Morgens um 9h wollte ich zur Messe gehen, und es traf sich gut, dass die katholische Kirche – „Brompton oratory“ – direkt neben der Gemeinde lag, deren Gottesdienst ich dann besuchen wollte: die berühmte „Holy Trinity Brompton“, wo ja der Alphakurs seinen Ursprung hat.

Die katholische Messe empfinde ich als ärgerliches Desaster: Wie kommt es eigentlich, dass ich nichts verstehe von dieser Liturgie, die doch angeblich katholisch ist – römisch-katholisch?! Und mir kommt's am Ende: Das war die tridentinische Variante, die traditionalistische! Ich bin ärgerlich, und gehe so einigermaßen aufgeladen zu den anglikanischen Geschwistern, gleich hinter dem Zaun. Ein schöner Gottesdienst, worship as usual. Und ich höre Nicky Gumble predigen, den charismatischen Pastor. Zu ihm gehe ich hinterher, und frage: „Sag mal, was denkst du über die da hinter dem Zaun. Die sind doch ganz anders als ihr ...?“

Er lächelt mich verschmitzt an: „We love them!“ Mir fällt alles aus dem Gesicht. „Wie das? Die sind doch so anders als ihr?“ „Ja“, sagt er ernst, „aber wir gehören zum selben Leib Christi, und jeder tut seinen Teil ... Und wenn unsere Kirche zu klein ist, dann leihen sie uns ihre. Nice guys!“ Mir bleibt die Spucke weg – und ich lerne in diesem Augenblick Entscheidendes für die Zukunft ...

Wir lernen Entscheidendes! Die Zukunft ist katholisch! Umfassend (nicht römisch-katholisch in engsten Sinn) und vielfältig, fast unerträglich vielfältig, aber nicht, um sich abzugrenzen in den üblichen ideologischen Schützengräben, sondern um einen Reichtum der Gestalten des Evangeliums zu entdecken, der uns wechselseitig zur Liebe und zum Glauben herausfordert – und den anderen ihren Glauben glaubt.

Das ist nicht einfach, wie ich immer wieder entdecken kann, in mir und in anderen. Und doch ist es die Gegenwart der Zukunft unserer Kirchen.

Belonging before believing

Schon zu Beginn unserer Begegnung mit dem Universum anglikanischer Erneuerung lernten wir eine neue Perspektive. Ich glaube, ich habe sie von John Finney zum ersten Mal gehört. Und das ist eine der Vokabeln, über die ich am meisten nachdenken musste. Denn normalerweise denkt man Kirche vom christlichen Glauben her: von einem Weg, wo Menschen sich den christlichen Glauben aneignen – und hier scheint es umgekehrt: Zuerst findest du Gemeinschaft, Zugehörigkeit – und gemeinsam entdecken wir dann den Glauben. Genau das ist das Spannende: Die Gemeinschaft ist die erste heilende Entdeckung, die Gemeinschaft als Weggemeinschaft des Lernens und Vertiefens des Glaubens. Und ja, das habe ich auch in London entdecken können, zum Beispiel bei „Church at the corner“, einer Gemeinde von jungen Hipstern, die alle am Anfang ihres Glaubens nach Wachstum hungerten: die Predigten konnten gar nicht lang genug sein.

Michael Herbst hat im Blick darauf eine Kurzformel der Ekklesiogenese geprägt. Nein, es ist eben nicht so, dass diese Wachstumsgemeinden ein Ziel der Normalität erreichen sollten – nein! Sie sind die neue Normalität – Kirche gibt es nur im Werden, wir alle sind im Werden, nicht einige, während die anderen schon in der Normalität angekommen sind.

Das ist die Kirche von morgen: Sie gibt es nur im Werden. Und ich habe dann immer weitergedacht. In zwei Richtungen: Auf der einen Seite gilt ja theologisch die alte Unterscheidung zwischen *fides qua* und *fides quae*, zwischen dem Akt des Glaubens und den Inhalten, den wortgewordenen Erfahrungen des Glaubens. Könnte es nicht sein, dass in der ursprünglichen Glaubenserfahrung (*fides qua*) auch schon so etwas wie eine Gemeinschaftsgrunderfahrung eingebunden ist? Glauben an das Evangelium – ist das nicht zuerst die Erfahrung der Teilhabe an Gottes Leben und am Leben anderer? Und hieße das – auf der anderen Seite – nicht auch: *belonging is believing*?

Denn darauf wird es ankommen: auf die Erfahrung jenes Zwischen, jener Gegenwart des Auferstandenen, der uns vereint.

Generous orthodoxy

Doch was das konkret bedeutet, wurde mir bei einem Besuch im St. Mellitus College deutlich. Mal ganz davon abgesehen, dass ich fasziniert war von den neuen Ausbildungswegen für missionarische Pastorinnen und Pastoralworkers, faszinierte mich die Weite der Ausbildung. Denn es ging immer darum, die Weite der verschiedenen Spiritualitäten und Gestaltformen der Kirche zu lieben – ein katholisches Herz zu bekommen, das im Evangelium gründet.

Ökumene ist deswegen keine Vereinheitlichung, keine Nivellierung – sondern eine Weitung auf den Ursprung und seine vielfältigen Ausfaltungen, zwischen evangelikal und katholikal. Man kann ja angesichts der postvolkschristlichen Perspektiven fragen, ob es in Zukunft Sinn macht, in

Konfessionen zu denken. Denn in der Tat werden die Unterschiede kaum als solche wahrgenommen. Und dennoch: Christsein gibt es nicht abstrakt, sondern nur in konkreten Traditionen und Gestalten. Und die sind wichtiger denn je. Denn der Vielfalt von Menschen und ihrer Sehnsucht („longing“) entsprechen die Orte der Zugehörigkeit („belonging“) und des Eintretens in das ursprüngliche Geheimnis – und das ist immer mit konkreten Traditionen und einer spezifischen Praxis verbunden. Also: Es geht nicht mehr um Konfessionen, sondern um die reichen Traditionen, die zu Christus führen. Und dafür offen zu sein, das ist in der Tat die Aufgabe pastoraler Dienste: eine spirituelle und existenzielle Vielsprachigkeit.

Serving first journey

Die anglikanische Kirche war verwirrt, als viele neue Gemeindeformen entstanden. Und als deutlich wurde, dass gerade jüngere und traditionsfernere Menschen wenig Zugang zu klassischen Gemeinde- und Liturgieformaten fanden, sondern einfach neue gründeten, brauchte es eine Grundvergewisserung: Darf das sein? Muss nicht alles hübsch zurück ins parochiale Gemeindegörbchen?

Die Bischöfe haben aber auch gesehen, dass die Wachstumsprozesse solcher neuen Gemeindeformen Zugang zu einer neuen Weise der Verkündigung des Evangeliums führen, die ihren Ausgang nicht von einer vorgefertigten Praxis nimmt, sondern diese Praxis im Hören und Dienen, mitten unter den Menschen, erst entwickelt und gestaltet.

Daraus entwickelte sich eine neue Perspektive der Ekklesiogenese: „Zuerst versuchten wir immer, dass die Menschen zu uns in die Kirche kamen – aber sie kamen nicht. Dann versuchten wir, sie abzuholen, wo sie sind – aber auch das ging nicht. Also entschlossen wir uns, mitten unter den Menschen mit unseren Zeitgenossen das Evangelium neu zu entdecken. Und so

entstanden neue Gemeinschaften, neue Formen der Kirche: fresh expressions of church.“

Dieser „serving first journey“ missionaler Gemeindebildung führte zu einer unendlichen Vielfalt zielgruppenorientierter Experimente, die jeweils neu in der urchristlichen Herausforderung standen, sich zu inkulturieren, sich einzulassen auf die Welt von heute. Natürlich, so ist es immer gewesen – das ist der Beginn des Evangeliums, dass Gott sich einlässt auf unsere Welt. Und natürlich fällt mir dabei – wieder – jene geniale Wortmalerei Klaus Hemmerles ein: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fühlen und Handeln, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir auszurichten habe ...“ Genau, es geht immer darum, mit den Menschen das Evangelium zu entdecken – und dann wird es auch für mich, für uns neu ...

Mixed economy

Und die Vielfalt der unterschiedlichen Gemeindeformen, die befürchtete Konkurrenz und die Einsicht in die konstitutive Vielfalt der zukünftigen Kirche führten bei Rowan Williams zu einer klassischen Wortschöpfung. Kirche sieht er als „mixed economy“. Schwer sinnhaft zu übersetzen, bedeutet dies ja die Koexistenz unterschiedlichster Gemeindeformen in der einen Kirche: Mixed economy, so schien uns, kann ja vielleicht übersetzt werden mit einem uns hier sehr geläufigen Bild. Es ist ein kirchlicher Mischwald, aus gewachsenen kirchlichen Eichen und jungen Sträuchern und frischen Bäumen – und erst insgesamt ist dieses Biotop die ganze Kirche.

Wichtig dabei: wir sind nicht französische Gärtner, die alles auf einen vorgefertigten Gartenplan zurechtstutzen, sondern eher Förster, die den Wald hüten und für das gesunde Wachstum im Miteinander sorgen ...

Der neue Blick in die deutsche Gegenwart

Schon beim Lernen der ersten Vokabeln, schon beim Hinspüren in diese neue kirchliche Grammatik öffneten sich unsere Augen. Gemeinsam stellten wir fest, dass der Aufbruch der „fresh expressions of church“ auch in unseren konfessionellen Landen schon lange am Werden ist. Zunächst unter dem Radar, dann beargwöhnt von einer festgefügt parochial fixierten Kirche, konnten wir in beiden Kirchen plötzlich sehen, wo überall Orte des Kircheseins sich entfalteten und neue Wege sich in charismatischen Personen und Gemeinschaften zeigten.

Nein, es gab keinen Mangel, wir hatten bloß nicht hingeschaut: auf die ekklesialen Qualitäten der kirchlichen Kindertagesstätten, Einrichtungen und Orte jenseits des scheinbar „Normalen“. Wir entdeckten, wie die parochiale Monokultur zur Ausgrenzung führte: Man sprach und spricht von „kategorialer Seelsorge“, von „Sonderseelsorge“, von „Caritas“ und „Diakonie“, und übersieht ekklesiogenetische Potenziale und fördert sie auch nicht – denn das soll ja – oft ist es nicht so – in Gemeinden geschehen. Und auch charismatische Aufbrüche gab es in Hülle und Fülle schon 2010, als wir gemeinsam einen kleinen Kongress „Gottes Sehnsucht in der Stadt“ veranstalteten, mit späteren Protagonisten wie Christina Brudereck von e/motion in Oberhausen und Florian Sobetzko aus der Jugendgemeinde ka:farnaum.

Wieviel Potential auch bei uns ist und schon wirkt, und wieviel Umkehr im Denken, Reden und Handeln eigentlich bei uns notwendig war, das wurde spätestens 2013 beim Kongress Kirche² sichtbar und seinem Weiterwirken im Projektbüro bis 2018: Auf einmal wimmelte es von Aufbrüchen; auf einmal wurde deutlich, dass es eigentlich vor allem darum ging, Netzwerke zu heben und theologisch den Erfahrungen nachzudenken, die in dieser wunderbaren Geistsynchronität rund um den Globus einen neuen Aufbruch der Kirche bezeugen.

Und noch etwas wurde klar: Kirche kann man nicht machen – sie geschieht. Immer dann, wenn Zeiten umbrechen, wächst Neues: in Initiativen und Gründer/innen-gestalten, in gemeinschaftlichen Bewegungen, die zeitsensibel aufgreifen, was der Geist seiner Kirche heute sagen will. Allerdings lässt sich das nicht machen. Das hatte ich in der Tat am Anfang zuweilen gedacht – und die Erfahrungen des Scheiterns ließen nicht auf sich warten. Nein, es reicht nicht, Projekte zu denken und zu initiieren, Mitarbeiter/innen auf den Weg zu schicken. Das kann gelingen, aber es ist eher unwahrscheinlich. Viel besser ist es, Charismen und Leidenschaft zu fördern und somit Personen und Initiativen, die sich schon auf den Weg machen. Es geht also eher um Förderung, Begleitung, Stützung und Schutz für die wertvollen charismatischen Aufbrüche – als es „topdown“ zu inszenieren. In der Tat, das funktioniert nur sehr begrenzt. Lessons painful learned!

Und so lernten wir neu: Einerseits ist die Aufbrüchigkeit der Kirche, ihre „mixed economy“, das Normalste der Welt – und andererseits wird hier jeweils neu in Zeitgenossenschaft Theologie und Tradition von den Zeichen der Zeit her neu gedacht. Unendlich bereichert bleibe ich durch die Kontakte und Denkbewegungen mit Fritz Lobinger aus Südafrika, Michael Moynagh aus England, Mark Lesage und Estela Padilla aus den Philippinen, Eric Boone aus Poitiers in Frankreich und vielen, vielen anderen. Nur so wird Katholizität zum inspirierenden Reichtum. Mögen wir Lernende bleiben!

Mission shaped

Eine Vokabel fehlt noch. Vielleicht die wichtigste. Auch dies ist wieder eine anglikanische Wortschöpfung. Als 2004 die anglikanische Bischofskonferenz die Erfahrungen der fresh expressions bündelte, wurde eine Umkehrung deutlich, die bislang den ekklesiologischen Diskurs verzerrte: Nein, der Ausgang der Kirchenentwicklung ist

nicht die Sammlung, sondern die Sendung. Überall dort, wo dies vertauscht wird, wird jede Initiative nur zum Sammlungsversuch für den Selbsterhalt der Gemeinden. Wann endlich kommen sie wieder zum Glauben, will sagen: zu uns?

Es ist umgekehrt: Es geht darum, in der Sendung des Evangeliums zu stehen, sich hineinreißen zu lassen in die Welt, aus der Kraft des Geistes. Es geht darum, mit den Menschen das Heil zu entdecken, das geschenkt werden will, radikal – wie Jesus – Mensch unter Menschen zu werden. Dann kann Kirche werden, dann wird sie neu, in jeder Zeit.

Dafür erfanden die Bischöfe die wunderbare Kurzformel der „mission shaped church“. Nein, ich finde die Übersetzung: „Mission bringt Gemeinde in Form“ noch zu sehr geprägt von einem Normbestand klassischer Kirchengestalt – ich meine, man darf übersetzen: Es ist die gelebte Sendung, die die Gestaltwerdung der Kirche wirkt, in den vielen und unterschiedlichen Formen der mixed economy of church.

Nach unserem Kongress Kirche2 fiel uns deswegen auch ein neues Verständnis von Ökumene in den Schoß. Es geht nicht mehr um ein gegenseitiges Wahrnehmen-wollen und Wertschätzen: das ist die Voraussetzung – eigentlich geht es um die gemeinsame Sendung, aus der heraus dann viel wachsen kann, vielleicht sogar ökumenische Gemeinden. Ja, die Rede von einer „Ökumene der Sendung“, die aus einer Ökumene des gemeinsamen Geistes wächst, wurde zum Leitwort. In der Tat, hinter eine solche Ökumene, die wir vielleicht „mission shaped ecumenism“ nennen könnten, kann und will ich nach allen diesen gemeinsamen Lernerfahrungen nicht mehr zurück.

Stefan Kopp

Beteiligung am Gottesdienst – auch unter besonderen Bedingungen

Die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* (SC) des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) hat vor mehr als einem halben Jahrhundert neu in Erinnerung gerufen:

„Wenn Riten gemäß ihrer Eigenart auf gemeinschaftliche Feier mit Beteiligung und tätiger Teilnahme der Gläubigen angelegt sind, dann soll nachdrücklich betont werden, dass ihre Feier in Gemeinschaft – im Rahmen des Möglichen – der vom Einzelnen gleichsam privat vollzogenen vorzuziehen ist. Das gilt vor allem für die Feier der Messe – wobei bestehen bleibt, dass die Messe in jedem Fall öffentlichen und sozialen Charakter hat – und für die Spendung der Sakramente.“ (SC 27)

Wie diese Beteiligung der Gläubigen am Gottesdienst der Kirche aussehen und realisiert werden kann, war seither Gegenstand vieler theoretischer Untersuchungen sowie praktischer Umsetzungen und ist mittlerweile zu einer Selbstverständlichkeit kirchlichen Denkens und Handelns geworden. Auf eine harte Probe gestellt wurde diese (vermeintliche) Selbstverständlichkeit allerdings in den letzten Wochen und Monaten, also seit Beginn der Corona-Pandemie, die – etwas zugespitzt formuliert – vor allem zwei bereits jetzt erkennbare Effekte für das gottesdienstliche Leben (wie für andere kirchliche Bereiche) hatte: Sie wirkte als „Beschleuniger“ und als „Scheinerwerfer“.

1. Die Corona-Krise als „Beschleuniger“ und „Scheinwerfer“

Was ist damit gemeint? Zum einen: Massiv beschleunigt hat sich in dieser Zeit die Entwicklung der letzten Jahre und Jahrzehnte, dass immer weniger Katholikinnen und Katholiken an der (sonntäglichen) Messfeier bzw. am liturgischen Leben insgesamt teilnehmen. Infolge eines in dieser Form historischen *Lockdown*, der die Ausbreitung des Coronavirus zumindest verlangsamen sollte, fanden in Deutschland von Mitte März bis Anfang Mai 2020 keine öffentlichen Gottesdienste statt. Danach begann ein anstrengender Weg zurück zu einer neuen „Normalität“, der von notwendigen Hygiene- und Schutzmaßnahmen gesäumt ist und den viele Gläubige nicht mitgehen können oder wollen. Die Erfahrung vieler, die für gottesdienstliches Leben vor Ort Verantwortung tragen, ist, dass zumeist nicht einmal jene Plätze in den Kirchen besetzt werden können, die aufgrund strenger Schutzkonzepte und Abstandsregeln in deutlich reduzierter Anzahl zur Verfügung stehen. Auch wenn langfristige Konsequenzen aus der gegenwärtigen Situation jetzt noch nicht seriös abzuschätzen und durch verlässliche Untersuchungen zu belegen sind, liegen neben reversiblen doch auch irreversible Veränderungen bei der Beteiligung am Gottesdienst nahe. Wichtige Ergänzungen zu Erkenntnissen aus den gegenwärtig beschleunigten Entwicklungen könnte in diesem Zusammenhang auch die Soziologie liefern, in der man heute weiß, dass für längere Zeit unterbrochene Gewohnheiten – wie z. B. ausgesetzte Rituale – von Menschen in dieser Form nicht wieder aufgegriffen werden.

Zum anderen: Ebenfalls beschleunigt hat sich zuletzt auch der Prozess der Digitalisierung, der für den gottesdienstlichen Bereich zudem noch einen „Scheinwerfer“-Effekt hatte. Das heißt: Bedingt durch den Digitalisierungsschub infolge der Ausbreitung der Corona-Pandemie war auch eine Erweiterung des gottesdienstlichen Angebots im digitalen Bereich zu verzeichnen, und wohl noch nie nahmen so viele Gläubige an der

Liturgie via Rundfunk und Internet teil. Besonders beliebt waren dabei Gottesdienstübertragungen in Bild und Ton via Livestream. Ihre Bewerbstellung kann mittlerweile schon deshalb als „demokratisiert“ gelten, weil die technischen Schwellen für Liveübertragungen niedriger und die Möglichkeiten der Verbreitung solcher Contents über die sozialen Medien diverser geworden sind.¹ Diese technische Demokratisierung mit der damit verbundenen Vielzahl an Übertragungsmöglichkeiten von liturgischen Feiern unterschiedlichen Formats und unterschiedlicher Qualität richtete allerdings auch den Scheinwerfer der überregionalen öffentlichen Wahrnehmung auf Phänomene, die bisher so nicht sichtbar geworden sind bzw. wären, und löste eine (zum Teil heftig geführte) kontroverse Debatte aus. Dabei spielen amts- und liturgietheologische, kirchenrechtliche, pastorale und Rezeptionsästhetische Überlegungen eine Rolle. Konkrete Fragen, die unter diesen besonderen Bedingungen neu aufgeworfen wurden und zu diskutieren sind, betreffen u. a. die Chancen und Grenzen der „intentionale[n] Teilnahme“² an der Liturgie, die Beschaffenheit der Trägergemeinde vor Ort einer medial vermittelten liturgischen Feier sowie die Legitimität von (ab)wertend „Geistermessen“ bezeichneten Gottesdiensten und ihren Rezeptionsästhetischen Wirkungen.³

Für all diese einleitenden aktuellen Beobachtungen gilt gleichermaßen: Im Grunde zeigt sich jetzt nichts an Positivem und Negativem, was nicht auch schon vor der Corona-Krise vorhanden war. Aber manche Phänomene beschleunigen sich dadurch, andere werden jetzt verstärkt sichtbar – oder beides ist der Fall; die Krise wirkt in diesem Sinn also – wie oben pointiert formuliert – als Beschleuniger und/oder als Scheinwerfer. Einen quellenbasierten liturgiewissenschaftlichen Anhaltspunkt für die (zuletzt eben noch als beschleunigt erfahrene) geringer gewordene bzw. werdende Bedeutung der Liturgie für das (kirchliche) Leben bzw. der Beteiligung der Gläubigen daran bietet exemplarisch die Befundung der Pastoralkonzepte innerhalb des deut-

schen Sprachgebietes, die im Rahmen eines Forschungsschwerpunkts des Lehrstuhls für Liturgiewissenschaft im Rahmen des Graduiertenkollegs „Kirche-Sein in Zeiten der Veränderung“ an der Theologischen Fakultät Paderborn 2019/20 vorgenommen wurde.⁴ Reflexionen zu Liturgie und Digitalität als ein zweites (zuletzt neu in den Blick gekommenes) Feld des liturgiewissenschaftlichen Erkenntnisinteresses der Gegenwart dienen als Grundlage für einige Perspektiven auf neue Formen der liturgischen Beteiligung, die mit ihren Chancen und Grenzen wahrgenommen werden.⁵

2. Zur Bedeutung der Beteiligung am Gottesdienst für die Pastoral

Abgesehen von dem insgesamt ernüchternden Ergebnis, dass exakt die Hälfte der Diözesen in ihren einschlägigen Dokumenten zu pastoralen Strukturreformen die Liturgie nicht eigens thematisieren, hat die systematische Untersuchung der geltenden Pastoralkonzepte innerhalb des deutschen Sprachgebietes 2019/20 zudem einen in der Sache schwerwiegenden Mangel zutage gefördert: Fast durchgängig fehlt die ekklesiologische und liturgietheologische Fundierung der Dokumente, auch wenn die Liturgie darin erwähnt wird und dafür so programmatische wie bedeutungsvolle Begriffe wie Quelle und Höhepunkt, Einheit und Vielfalt, Identität, Sammlung und Sendung verwendet werden.

Was heißt das aber für die Bedeutung der Beteiligung am Gottesdienst in der Pastoral heute, wenn in solchen Konzepten die tätige Teilnahme (*participatio actuosa*) aller Gläubigen an der Liturgie als Feier des Paschamysteriums in der Regel nicht einmal erwähnt, geschweige denn sachlich eingehender reflektiert oder auf die neuen pastoralen Bedingungen hin konkretisiert wird? Warum wird das theologische Fundament der liturgischen Erneuerung in diesem Bereich, der als Spiegel der (normierten) kirchlichen Realität in unseren Breiten bezeichnet werden kann, so wenig rezipiert?

Auf solche Fragen können keine einfachen Antworten gegeben werden; sie sind auch nicht als entmutigtes und pessimistisches liturgiewissenschaftliches Lamento gedacht. Vielmehr soll ihre Vertiefung einen Impuls für die notwendige Weiterentwicklung einschlägiger Konzepte und vor allem der pastoralen Wirklichkeit vor Ort geben, damit die Liturgie nicht nur für viele – auch der Kirche eher fernstehende – Christinnen und Christen gefühlt der erste, oft einzig wirklich erlebbare und auch prägende Bereich bleibt, in dem sie Kirche(Sein) erfahren, sondern damit die Kirche wirklich aus der Liturgie lebt und viele daran beteiligen kann. Schon jetzt gibt es Pastoralkonzepte, die das im Blick haben. Neben der Erzdiözese Wien⁶ bildet etwa das Bistum Speyer in dieser Hinsicht eine bemerkenswerte Ausnahme. Unter Bezugnahme auf das nachsynodale Apostolische Schreiben *Sacramentum caritatis* über die Eucharistie, „Quelle und Höhepunkt von Leben und Sendung der Kirche“, von Papst Benedikt XVI. aus dem Jahre 2007 heißt es dort etwa:

„In der Feier der Liturgie gilt es, jede mögliche Trennung zwischen der *ars celebrandi*, d. h. der Kunst des rechten Zelebrierens, und der vollen, aktiven und fruchtbaren Teilnahme aller Gläubigen zu überwinden‘ und ‚das Gespür für das Heilige‘ zu fördern (*Sacramentum Caritatis* 38).“⁷

Mehrfach wird im Speyerer Reformdokument die tätige Teilnahme aller Gläubigen an der Liturgie als Anspruch formuliert, der allerdings nicht nur eine pastoralliturgische Methode bleibt, sondern als Prinzip verstanden wird, das zum Wesen der Liturgie gehört. Ähnlich substanziell wird in diesem Pastoralkonzept die Liturgie als Feier des Paschamysteriums erklärt und entfaltet.⁸

3. Zu Möglichkeiten und Grenzen digitaler Formen liturgischer Beteiligung

Einen pastoralen Ernstfall stellt die eingeschränkte Möglichkeit zur Beteiligung der Gläubigen am Gottesdienst der Kirche

seit Beginn der Corona-Pandemie dar, der in der ersten Phase vor allem mithilfe der medialen Vermittlung liturgischer Feiern bewältigt wurde (und zum Teil noch immer wird). Vor allem die Frage nach der Beteiligung am Gottesdienst unter diesen besonderen Bedingungen – in leiblicher Präsenz des Priesters und ggf. einer kleinen Gruppe von Gläubigen, die stellvertretend für die größere Gemeinschaft Liturgie feiert, und in medialer Präsenz vieler intentional Mitfeiernden – wurde kontrovers diskutiert. Zu Recht erinnerte etwa der Wiener Dogmatiker Jan-Heiner Tück an den drohenden Verlust der anthropologischen Dimension der Sakramente, die von körperlicher und materieller Präsenz „leben“, und formulierte pointiert: „Wir feiern Realpräsenz, nicht Virtual-Präsenz“.⁹ Auffallend war in der Diskussion die Konzentration auf die Messfeier, während andere liturgische Feierformen kaum im Blick standen; in der Regel wurde nur das Fehlen liturgischer Vielfalt moniert – ein Spiegelbild der pastoralen Praxis vor der Corona-Krise und ein bleibendes Desiderat für die kommende Zeit, dieses seit Jahren wichtige und von vielen auch wissenschaftlich vertiefte Anliegen neu wahrzunehmen.

Durch den erwähnten Scheinwerfer-Effekt wurde der Blick vor allem auf die Messfeier gelenkt und – medial vermittelt – die Rolle des Priesters betont, die (wie in der pastoralen Praxis sonst auch) in unterschiedlicher Weise und auf Basis des je eigenen Amts- und Liturgieverständnisses wahrgenommen werden konnte – allerdings mit dem entscheidenden Unterschied, dass die Macht der Bilder nun auch rezeptionsästhetisch bestimmte Formen verstärkte, die von anderen nicht nur beobachtet, sondern zum Teil auch „erlitten“ wurden. Dabei reichte die Bandbreite an kreativen und weniger kreativen, qualitätsvollen und weniger qualitätsvollen Beispielen, mit der Situation aus der eigenen Sicht angemessen umzugehen, von schlichten Einzelzelebrationen bis hin zu überlegten und gut vorbereiteten Liturgien im kleinen Kreis, bei denen mehrere liturgische Dienste vorkamen, sowie von

skurril wirkenden Formen, die eigene Eucharistiefrömmigkeit öffentlichkeitswirksam an ungewöhnlichen Orten zu zeigen, bis hin zu der Frage, ob nicht auch „Fernkonsekration“ von Brot und Wein in Echtzeit vor einem Endgerät möglich sei.¹⁰ Dass medial vermittelte Gottesdienste und spirituelle Angebote als „Einbahn-Kommunikation“ diesbezüglich Gräben vertiefen und amts- und liturgietheologische Verständnisse sowie Kirchenbilder transportieren können, die erwünschte oder nicht erwünschte Vorstellungen wecken, rückte damit plötzlich vom Rand in die Mitte des theologischen Diskurses und erzeugte neuen Reflexionsbedarf, also für die nächste Zeit praktisch die „Neuvermessung eines theologischen Feldes“.¹¹

Die Kernfrage für eine solche Neuvermessung schlechthin ist die Frage der Beteiligung von Menschen am Gottesdienst der Kirche – also die Frage der Partizipation, die eine zutiefst ekklesiologische ist. Mit Winfried Haunerland müsste heute neben liturgietheologischen Konstanten vor allem die Diversität gelebter Kirchlichkeit der Getauften neu berücksichtigt werden, der nicht einfach nur mit einer neuen Vielfalt unterschiedlicher Gottesdienstformen und stile begegnet werden könne. Vielmehr bräuchte es dafür auch ein weiterentwickeltes Kirchenmodell. So fragt der Münchener Liturgiewissenschaftler, ob ein „Kirchenmodell der konzentrischen Kreise“, das nur von der liturgischen Partizipation her denkt, nicht durch eine „wertschätzende Ekklesiologie pluraler Kirchenbindungen“ ergänzt oder ersetzt werden müsse, die „Wertschätzung unterschiedlicher liturgischer Partizipationsformen“ erlaube und verlange. Dabei nennt er „[g]esicherte Trägerschaft als Bedingung vielfältiger Partizipationsformen“ und meint damit die Notwendigkeit, „dass es Getaufte gibt, die das Ideal einer vollen und bewussten, inneren und äußeren, tätigen und gemeinschaftlichen Teilnahme regelmäßig zu realisieren versuchen“, um damit die Möglichkeit für vielfältige andere Formen der Beteiligung zu erhalten.¹²

Auf dieser Basis kann auch eine *Digital Community* (neu) gedacht werden. Die

deutsch-amerikanische Liturgiewissenschaftlerin Teresa Berger spricht in diesem Zusammenhang von einer „simultaneity without spatial proximity“.¹³ „Ohne räumliche Nähe findet eine Art Gleichzeitigkeit statt, die eine eigene liturgietheologische Qualität hat. Denn gegenseitiger Austausch, Konzentration auf einen Text der Heiligen Schrift, das Hören der Predigt, die gemeinsame Ausrichtung auf Gott im Gebet – all das kann im Internet ebenso stattfinden wie in analogen Gottesdiensten in der Kirche.“¹⁴ – So formuliert es der Fuldaer Liturgiewissenschaftler Cornelius Roth im Anschluss an Berger und deutet mit Verweis auf die orts- und zeitübergreifende Dimension der Liturgie, wie sie etwa auch im Eucharistischen Hochgebet zum Ausdruck komme, eine neue, heute theologisch grundsätzlich denkbare Anschlussmöglichkeit der Liturgie an das Medienzeitalter an. Für Berger ist diese Möglichkeit Ausdruck einer Gemeinschaft „beyond spatial proximity and physical co-presence“¹⁵. Weder unreflektierte Euphorie noch pauschale Skepsis gegenüber neuen Versuchen im Bereich gottesdienstlicher bzw. gottesdienstähnlicher Feierformen dienen dabei dem inhaltlichen Anliegen, sondern nur ein möglichst unvoreingenommener Blick auf die Phänomene sowie ihre faktenbasierte Einordnung, der differenziert Chancen und Grenzen solcher Formen und ihrer Möglichkeiten der Vergemeinschaftung bzw. der Beteiligung am gottesdienstlichen Leben der Kirche und an ihren spirituellen Angeboten wahrnimmt. Gerade unter dem Eindruck der letzten Monate und mit dem damit verbundenen Digitalisierungsschub sind diese Themen in Theorie und Praxis wichtiger und damit auch noch weiter vertiefungswürdig geworden, und zwar nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung zu leiblicher Präsenz, die für die Kirche sowie ihre Liturgie und Pastoral essenziell ist.

4. Ein Ausblick

Die Kirche lebt aus der Liturgie. Ist diese ekklesiologische Aussage im Blick sowohl

auf die zeitgenössischen normativen Quellen – wie Pastoralkonzepte von Ortskirchen – als auch auf die praktischen Erfahrungen der letzten Monate (und Jahre) gültig? Ist Liturgie – ob in den lokalen kirchlichen Dokumenten oder im digitalen Feld – faktisch nicht vielmehr ein Randphänomen, das heute nur noch wenige Menschen erreichen kann? Ist die Beteiligung daran wirklich noch ein Wert, für den man sich einsetzen sollte, oder lohnt es sich – zumal unter den gegenwärtig einschränkenden Bedingungen – nicht mehr, in die Liturgie zu „investieren“? Dass gerade der Blick auf das für die kirchliche Praxis zentrale Themenfeld Liturgie und Pastoral eklatante ekklesiologische und liturgietheologische Defizite zeigt, ist beunruhigend und kann nicht beschönigt werden. Einen positiven Eindruck als die (liturgie)theologischen Anteile hinterlassen aber die eher (liturgie)praktischen Anteile in den diözesanen Pastoralkonzepten Deutschlands und Österreichs, die sich etwa um die Wahrnehmung von verschiedenen (praktischen) Dimensionen und Funktionen der Liturgie, die (Wieder)Gewinnung von liturgischer Vielfalt, das Anliegen der Qualitätssicherung des Gottesdienstes sowie die Sensibilität für die zeitgenössische Kultur und Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Milieus bemühen, obwohl auch hier einzelne Äußerungen einer differenzierten Klärung bzw. Vertiefung bedürfen, deren Dringlichkeit in der aktuellen Situation noch deutlicher vor Augen steht.

Beides, Theologie und Praxis der Liturgie, zusammenzudenken und darin neu den hermeneutischen Schlüssel eines gemeinsamen christlichen Lebens von Menschen zu entdecken sowie diesen Schatz durch heutige Möglichkeiten an digitalen gottesdienstlichen Formen zu erweitern, die auf einen neuen Bedarf reagieren, ist für die Kirche angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen essenziell und eine wichtige Perspektive, die über die derzeitige Corona-Krise hinausweist. Neben der unaufgebbaren zentralen und zentrieren-

den (sonntäglichen) Eucharistiefeier könnte dabei nicht nur als wichtiges Stichwort, das auch in pastoralen Dokumenten immer wieder vorkommt, sondern als ernst gemeinter praktischer Impuls liturgische Vielfalt verstärkt wahrgenommen und umgesetzt werden.

Es gehört zu den ermutigenden Erfahrungen der letzten Wochen und Monate, dass nicht nur vor Ort Messe gefeiert und damit kirchliches Leben aus der Liturgie im engeren Sinn sichergestellt wurde, womit – medial vermittelt – viele Menschen erreicht und gestärkt werden konnten, obwohl es ansonsten weitgehend auch einen gottesdienstlichen *Lockdown* gab. Es ist ebenso ermutigend, dass es an vielen Orten gelang, Menschen durch vielfältige andere, liturgieergänzende Formen wie geistliche Impulse zu erreichen. Die Bandbreite solcher Initiativen reichte von digitalen Gebetsgemeinschaften und ausdrucksbaren Gebetszetteln über Videoclips zu bestimmten religiösen Motiven bis hin zu spirituellen Angeboten, die in den sozialen Medien geteilt wurden.¹⁶ All das zeigt das Potenzial konventioneller und unkonventioneller Formen der Beteiligung möglichst vieler Menschen an der Kirche und ihrem gottesdienstlichen Vollzug – auch und gerade unter den besonderen Bedingungen der gegenwärtigen Zeit.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. dazu jüngst auch S. Kopp, B. Krysmann, Liturgie und Medien. Zu Entwicklung und Stand eines Forschungsfeldes, in: dies. (Hg.), Online zu Gott?! Liturgische Ausdrucksformen und Erfahrungen im Medienzeitalter (Kirche in Zeiten der Veränderung 5). Freiburg i. Br. 2020, 9–21.
- 2 B. Gilles, Durch das Auge der Kamera. Eine liturgisch-theologische Untersuchung zur Übertragung von Gottesdiensten im Fernsehen (Ästhetik – Theologie – Liturgik 16). Münster – Hamburg – London 2000, 14. – Vgl. dazu Gottesdienst-Übertragungen in Hörfunk und Fernsehen. Leitlinien und Empfehlungen, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit den Liturgischen Instituten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (ADBK 169), Bonn 2007,

16f. [Kapitel „Mittelbare Teilnahme und intentionale Mitfeier“].

- 3 Zur Diskussion vgl. A. Gerhards, B. Kranemann, S. Winter, Privatmessen passen nicht zum heutigen Verständnis von Eucharistie, in: <https://www.katholisch.de/artikel/24874-privatmessen-passen-nicht-zum-heutigen-verstaendnis-von-eucharistie> (Download: 30.6.2020); kritisch dazu u. a. W. Haunerland, Pro: Auftrag des Herrn erfüllen – auch in schwierigen Zeiten, in: <https://www.domradio.de/themen/corona/2020-03-18/pro-auftrag-des-herrn-erfuehlen-auch-schwierigen-zeiten-liturgiewissenschaftler-zur-debatte-um> (Download: 30.6.2020); H. Hopping, Die Messe ohne Volk ist legitim – nicht nur in der Corona-Krise, in: <https://www.katholisch.de/artikel/24892-die-heilige-messe-ist-auch-waehrend-der-corona-pandemie-nowendig> (Download: 30.6.2020); die spätere Stellungnahme von A. Gerhards, B. Kranemann, S. Winter, Gemeinsam Gottesdienst feiern – auch im Modus der Krise, in: <https://www.katholisch.de/artikel/24940-gemeinsam-gottesdienst-feiern-auch-im-modus-der-krise> (Download: 30.6.2020).
- 4 Dabei wurden alle relevanten Quellen aus deutschen und österreichischen Diözesen gesammelt und systematisiert. – Vgl. dazu im Detail S. Kopp, Kirche ohne Liturgie? Zur Bedeutung des Gottesdienstes in den diözesanen Pastoralkonzepten, in: ders. (Hg.), Von Zukunftsbildern und Reformplänen. Kirchliches Change Management zwischen Anspruch und Wirklichkeit (Kirche in Zeiten der Veränderung 1). Freiburg i. Br. 2020, 97–128.
- 5 Die darin geäußerten Überlegungen stammen im Wesentlichen aus: Kopp, Krysmann (Hg.), Online zu Gott?! (s. Anm. 1).
- 6 In der Erzdiözese Wien liegt zwar noch kein umfassendes Hauptdokument für den gesamten diözesanen Entwicklungsprozess vor, jedoch wurde hier das Thema Liturgie bewusst eigens vorgezogen. – Vgl. Erzdiözese Wien (Hg.), Liturgie in der Erzdiözese Wien. Rahmenordnung. Wien 2017, in: https://www.erzdiocese-wien.at/dl/tqtuJKJMNKIJqx4KJK/T1-Teilgemeinde_web.pdf (Download: 30.6.2020). – Vgl. dazu die exemplarische Würdigung dieses Dokuments in: S. Kopp, Zwischen Ausverkauf und Treue zum Auftrag. Liturgie unter veränderten pastoralen Bedingungen, in: HID 74 (2020) 20–28.
- 7 Bischöfliches Ordinariat Speyer (Hg.), Der Geist ist es, der lebendig macht (Joh 6,63). Das neue Seelsorgekonzept für das Bistum Speyer (29. November 2015), in: Beilage zum Oberkirchlichen Verordnungsblatt (4/2016) 76–97, hier: 78 [https://www.bistum-speyer.de/fileadmin/user_upload/1-0-0/Gemeindepastoral_2015/Grundlegende_Dokumente/Grundsatzpapier_2015_WEB.pdf.pdf] (Download: 30.6.2020)].

- 8 Vgl. ebd., 82.
- 9 Theologe Tüeck: Vorsichtige Vorbehalte gegen „virtuelle Gottesdienste“, in: <https://www.katholisch.at/aktuelles/129202/theologe-tueeck-vorsichtige-vorbehalte-gegen-virtuelle-gottesdienste> (Download: 30.6.2020).
- 10 Vgl. dazu u. a. J. Pock, Karwochenliturgie im Zeichen von Covid-19 – eine vertane Chance, in: <https://theocare.wordpress.com/2020/03/27/karwochenliturgie-im-zeichen-von-covid-19-eine-vertane-chance> (Download: 30.6.2020).
- 11 Sprechender Titel von Stefan Böntert in: S. Böntert, Gottesdienst nach dem *Digital Turn*. Zur Neuvermessung eines theologischen Feldes, in: Kopp, Krysmann (Hg.), *Online zu Gott?! (s. Anm. 1)*, 67–83, hier: 67.
- 12 Wörtliche Zitate aus: W. Haunerland, *Participatio* – Relecture einer liturgietheologischen Leitidee, in: S. Kopp, B. Kranemann (Hg.), *Gottesdienst und Kirchenbilder. Theologische Neuakzentuierungen* (QD 313). Freiburg i. Br. 2021 [in Vorbereitung].
- 13 Vgl. T. Berger, *@ Worship*. Liturgical Practices in Digital Worlds (Liturgy, Worship and Society). London – New York 2018, 37–40.
- 14 C. Roth, *Digital Community* und liturgische Gemeinschaft. Gedanken zur Bedeutung der *communio* und der *participatio actiosa* im Internet, in: Kopp, Krysmann (Hg.), *Online zu Gott?! (s. Anm. 1)*, 176–191, hier: 183.
- 15 Berger, *@ Worship* (s. Anm. 13), 38.
- 16 Vgl. dazu die weiterführenden Überlegungen in: W. Haunerland, Den Auftrag des Herrn erfüllen – auch in schwierigen Zeiten. Ein Blick zurück und nach vorne, in: Kopp, Krysmann (Hg.), *Online zu Gott?! (s. Anm. 1)*, 220–234, hier: 233f.

Hinweis

Die Pastoralblatt-Redaktion möchte ihre Abonnenten nochmal auf die Recherchefunktion im Internet aufmerksam machen. Über die Homepage www.pastoralblatt.de erhalten die Abonnenten freien Zugriff auf alle Ausgaben des Pastoralblatts ab dem Jahrgang 2001. Dazu brauchen Sie nur über eine Mail an pastoralblatt@erbistum-koeln.de die Zugangsdaten abzufragen.

Dieses Angebot gilt kostenlos für diejenigen, die auch Abonnenten der Printfassung sind.

Klaus Vellguth

Solidarisch für Frieden und Zusammenhalt

Weltkirchliche Solidarität in Zeiten von Corona

Wie aus dem Nichts tauchte die Corona-Pandemie im Frühjahr dieses Jahres auf und veränderte das Leben der Menschen auch in Deutschland mit einer zuvor nicht für möglich gehaltenen Heftigkeit von einem Tag auf den anderen. Soziale Distanz musste eingeübt werden, Kontaktsperren wurden umgesetzt, Grundrechte wurden eingeschränkt, alltägliche Verhaltensweisen modifiziert und kulturelle Praktiken verändert. Nur mit diesen drastischen Maßnahmen konnte die Herausforderung der Pandemie – zumindest bislang – in Deutschland gemeistert werden. Und auch wenn sich zahlreiche Menschen infizierten und einige tausend Todesopfer zu beklagen sind, blieb Deutschland ein Zusammenbruch seines Gesundheitssystems bislang erspart. Vor noch weitaus gravierendere Herausforderungen hat die weltweite Pandemie die Menschen in den Ländern gestellt, die nicht über ein gut funktionierendes Gesundheitssystem, eine stabile Wirtschaft und eine handlungsfähige Regierung verfügen. Im Rahmen seiner diesjährigen Kampagne zum Sonntag der Weltmission blickt missio nach Westafrika und lädt dazu ein, sich von der Lebenssituation der Menschen in Zeiten von Corona berühren zu lassen. Dabei lässt missio seine Projektpartner zu Wort kommen, damit sie ein authentisches Bild über die Situation in ihrer Heimat zeichnen. Über die Situation in Westafrika berichten in diesem Beitrag Anne Béatrice Faye (Senegal), Firmin Andos Randih (Côte d'Ivoire) und Dominic Adeiza (Nigeria).

In den dramatischen Wochen und Monaten seit Ausbruch der Pandemie hat das Internationale Katholische Missionswerk missio einen engen Kontakt mit seinen Projektpartnern in Afrika, Asien und Ozeanien gehalten. Weltkirchliche Solidarität bedeutet für missio, dass neben den berechtigten Sorgen rund um die Corona-Pandemie in Deutschland die oft viel größere Not der Menschen in Afrika, Asien und Ozeanien nicht vergessen werden darf. Schnell stand fest: missio gründet in diesen Zeiten der Not einen Corona-Solidaritätsfonds, um seinen Projektpartnern schnell und unbürokratisch zu helfen. Und auch der diesjährige Sonntag der Weltmission am 25. Oktober soll eine Einladung sein, sich zu einer solidarischen Kirche zu bekennen, die gerade in den ärmsten Regionen der Welt auf die medizinischen und pastoralen Bedürfnisse der Menschen eingeht. Damit greift missio nicht zuletzt die diesjährige Osterbotschaft von Papst Franziskus auf, der angesichts der gerade beginnenden weltweiten Corona-Krise für eine weltweite Solidarität und eine Globalisierung der Nächstenliebe warb und schrieb: „Uns wurde klar, dass wir alle im selben Boot sitzen, alle schwach und orientierungslos sind, aber zugleich wichtig und notwendig. Denn alle sind wir dazu aufgerufen, gemeinsam zu rudern, alle müssen wir uns gegenseitig beistehen. Auf diesem Boot befinden wir uns alle.“

Gemeinsam in einem Boot – in diesem Sinn sind die Christen in Deutschland in weltkirchlicher Solidarität auch mit den Menschen in Westafrika verbunden, die in besonderer Weise von den Folgen der Pandemie betroffen sind. Seit Ausbruch der Pandemie lässt missio seine Projektpartnerinnen und Partner (unter anderem auch in einem eigenen Blog)¹ authentisch über die Situation in ihren Ländern und über die Herausforderungen der Kirche in ihrer Heimat zu Wort kommen. Im Folgenden berichten drei langjährige missio-Partner über die Situation in ihrer westafrikanischen Heimat: im Senegal, in Côte d'Ivoire und in Nigeria.

Sehnsucht nach Normalität im Senegal

Anne Béatrice Faye ist senegalesische Ordensschwester und unterrichtet Philosophie im interdiözesanen Priesterseminar und am Institut St. Augustin in Dakar.² Über die Entwicklung der Corona-Pandemie im Senegal schreibt sie: „Die Situation, wie wir sie erleben, ist absolut einzigartig. Covid-19 betrifft die ganze Welt und alle Kontinente, und Afrika bleibt nicht ausgespart. In jedem Fall hat diese Pandemie unser Leben und unsere Verhaltensweisen verändert, unsere Art, wie wir auf der Straße, in den Häusern, in den Kirchen und Moscheen, auf den Märkten auftreten, aber auch unsere zwischenmenschlichen Beziehungen und sogar die Art und Weise, wie das Land regiert wird. Ja, im Senegal stellt Covid-19 unsere Traditionen und unsere Orte und Gelegenheiten des ungezwungenen Miteinanders auf den Kopf. Es hat uns aber paradoxerweise auch einander nähergebracht und zu einer besonderen Solidarität und zu bisher ungekannten Initiativen geführt. Mitten in der Fastenzeit wurde im März 2020 im Senegal der erste Infektionsfall verzeichnet. Präsident Macky Sall mahnte, dass die Krankheit nun unter uns sei und forderte dazu auf, dass die ganze Bevölkerung ihr Verhalten ändern müsse. Betroffen davon waren unsere christlichen und muslimischen religiöse Feste. Und auch christlich-islamische Begegnungen. Aid al-Fitr (Ende des Ramadan) und Tabaski (Opferfest) sind wichtige Gelegenheiten zu interreligiösen Begegnungen und stärken die Beziehungen und den Zusammenhalt zwischen Muslimen und Christen im Senegal. Das medizinische Personal und die Pflegekräfte sind unermüdlich im Einsatz. Dank ihrer Dienstbereitschaft konnten viele Leben gerettet werden. Die Pandemie stellt aber nicht nur eine massive Herausforderung für das Gesundheitssystem im Senegal dar, sondern zeigt auch auf, dass in das Gesundheitssystem im Senegal investiert werden muss, um es weiter zu entwickeln.“

Während sich der Kampf gegen Covid-19 in unserem Land an jedem Tag abspielt, wird der Senegal wie alle Länder der Welt wirtschaftlich hart von der Krise getroffen. Die vielen Straßenkinder im Senegal sind durch das Virus besonders gefährdet. Sie sind durch ihre Mobilität und ihre soziale Exposition einem hohen Ansteckungsrisiko ausgesetzt. Im Falle einer Ansteckung werden sie die Krankheit weiterverbreiten. Aber auch die Menschen, die ihre Arbeit verloren haben und nun von einem Tag auf den anderen von der Hand in den Mund leben, sehnen sich danach, dass wieder Normalität eintritt. Die schwierige soziale Abwägung, die in den kommenden Monaten nötig sein wird, muss der Not der Menschen gerecht werden. Um Aufstände zu verhindern, hat der Staat es vorgezogen, die Beschränkungen zu lockern – mit allen Risiken, die das mit sich bringt.

Im Senegal, wo die Katholiken nur fünf oder sechs Prozent der Bevölkerung ausmachen, verbindet die Religiosität uns Christen mit unseren Schwestern und Brüdern, die sich zu den traditionellen Religionen oder zum Islam bekennen. Seit dem Ausbruch der Pandemie zeigt sich im ganzen Land eine große spirituelle Dynamik. Es werden Gebete für die Opfer, für die im Gesundheitsdienst tätigen Personen und für die am meisten gefährdeten Menschen formuliert. In den Familien und in den Kirchen werden die Menschen im Senegal nicht müde, Gottes Barmherzigkeit anzurufen. Vereint wird für jene gebetet, die unter den Folgen der aktuellen Pandemie leiden. Doch bei aller spirituellen Dynamik erleben wir die Pandemie auch als eine Anfrage an unseren Glauben. Die Pandemie macht unsere Gewissheiten rissig, deckt unsere Zerbrechlichkeit auf, hinterfragt die Werte- und Glaubenssysteme und zerschlägt die besten Sicherheitssysteme. Sie drängt uns, zwischen dem Wesentlichen und dem Überflüssigen, zwischen dem Notwendigen und dem Kontingenten, dem Wichtigen und dem Unnützen zu unterscheiden."

Wirtschaftliche Not in Côte d'Ivoire

Firmin Andos Randih lebt im westafrikanischen Côte d'Ivoire.³ Der verheiratete Familienvater ist Universitätsdozent und Mitglied der Gemeinschaft Sant'Egidio. Über die Folgen der Pandemie in seinem Heimatland Côte d'Ivoire berichtet er:

„Die Corona-Pandemie ist an der Elfenbeinküste (Côte d'Ivoire) zum ersten Mal im März dieses Jahres aufgetreten. ‚Eingeführt‘ wurde sie von einem Ivorer, der aus Italien eingereist war. Um die Verbreitung der Krankheit einzudämmen, wurden die Menschen, die mit dem Kranken Kontakt hatten, isoliert, und es wurden Kontrollstellen an den Grenzen eingerichtet. Trotz dieser Maßnahmen breitete sich die Krankheit aus. Dies veranlasste die Regierung, die Grenzen zu schließen und den Notstand zu erklären. Die Corona-Pandemie hat das Verhalten der Menschen an der Elfenbeinküste, insbesondere in Abidjan, verändert. Alle meine Nachbarn, die im informellen Sektor arbeiten, haben ihre Arbeit verloren und befinden sich nun in einer extremen wirtschaftlichen Notlage. In den wohlhabenden Vierteln führt die Angst vor Ansteckung zu Misstrauen unter Nachbarn. Besuche sind verboten, und die Kinder spielen nicht mehr miteinander. In den ärmeren Vierteln sind die Beziehungen intakt geblieben oder haben sich sogar verbessert. Allerdings wird die Pandemie auch gelehrt: Viele Menschen in Côte d'Ivoire glauben nicht an die Existenz von Covid-19.

Die Folgen der Pandemie für die Bevölkerung in meiner Heimat sind gravierend: Covid-19 hat das öffentliche Leben in meinem Land für zwei Monate zum Stillstand gebracht. Tausende von Arbeitsplätzen sind verloren gegangen. Die Abschottung von Abidjan, dem Wirtschaftszentrum des Landes, hat der nationalen Wirtschaft geschadet. Trotz der Erstellung eines Plans zum wirtschaftlichen Wiederaufbau mit einem Volumen von 1.700 Milliarden CFA-Franc (was fünf Prozent des Bruttoinlandspro-

dukts von Côte d'Ivoire entspricht) bleiben enorme Herausforderungen, zumal die Krankheit sich in beunruhigender Schnelligkeit weiter ausbreitet. Einige Bereiche wie der Tourismus, die Hotels, Veranstaltungen, Theater, Konzerte, Bars sind immer noch geschlossen. Die Kirchen, in denen am Sonntag in den verschiedenen Gottesdiensten Tausende von Menschen zusammenkamen, können nicht mehr wie früher Orte des Gebets und der Feier für uns alle sein: Nur 200 Menschen dürfen einen Gottesdienst unter Einhaltung der Abstandsbestimmungen feiern. Die Abstandsbestimmungen beeinträchtigen den sozialen Zusammenhalt. So müssen Beerdigungen im kleinsten Familienkreis stattfinden. Hochzeiten und andere freudige Ereignisse werden nur sehr bescheiden gefeiert. Dies alles widerspricht der ivoirischen Kultur des Feierns. Die weiterführenden Schulen haben sich auf Online-Unterricht umgestellt. Die meisten Grundschulen und Kindergärten haben die Kinder in vorgezogene Ferien geschickt. Ausgangssperre und Beschränkungen haben zwar die Ausbreitung der Pandemie gebremst, der aktuelle Wiederanstieg der Ansteckungen aber lässt für die nächsten Monate das Schlimmste befürchten: weitere Tote, weitere Familien in Trauer, weitere wegfallende Arbeitsplätze. Der Umgang mit dieser Krise wird im Zentrum des Wahlkampfs zu den Präsidentschaftswahlen Ende dieses Jahres stehen.

Die Covid-19 Pandemie hat uns an der Côte d'Ivoire wieder einmal vor Augen geführt, dass der Mensch ein verletzbares und fragiles Geschöpf ist, das Unsicherheit aushalten muss. Da es kein Medikament zur Behandlung der Krankheit gibt, wenden sich viele Ivorer an Gott, ihren Schöpfer. Die christliche Fastenzeit und der muslimische Ramadan waren für Christen und Muslime in unserem Land Anlass, Gott im Gebet um Schutz vor der Krankheit zu bitten."

Verschörungstheorien in Nigeria

Auch im westafrikanischen Nigeria hat die Corona-Pandemie gravierende Konsequenzen für das soziale und wirtschaftliche Leben sowie für das spirituelle Leben. Dominic Adeiza⁴, Leiter der Lux-Terra-Foundation, berichtet von der Situation vor Ort und geht dabei insbesondere auch auf die Leugnung der tatsächlichen Gefahr durch Teile der Bevölkerung ein:

„Ein Teil der nigerianischen Öffentlichkeit sah in Covid-19 zunächst eine internationale und kooperative böswillige Verschörung. Dies wurde durch Fake News in den sozialen Medien noch verschärft und förderte das Misstrauen gegenüber der Regierung und den von ihr verabschiedeten Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie. Leider sieht auch ein Teil der christlichen und muslimischen Öffentlichkeit die Ursachen der Pandemie nicht in einem Virus, sondern deutet sie als einen dämonischen Angriff. Diese Personen betrachten die Notwendigkeit der Ermittlung von Kontaktpersonen und die Gefahr einer Ausbreitung in der Gemeinschaft als Schwindel. Sie bevorzugen das Gebet als die einzige Möglichkeit, das ‚Böse‘ oder den ‚Teufel‘ abzuwehren. Diese allgemeine Verunsicherung und die Missachtung der Vorgaben der Regierung begünstigten die Ausbreitung des Virus und führten in der nigerianischen Gesellschaft zu einem allgemeinen Gefühl der Verwirrung. Ein Teil der Öffentlichkeit verstand jedoch die drohende Gefahr.

Der von der Regierung verhängte Lockdown wirkte sich auf das soziale und wirtschaftliche Leben, die Arbeitsweise, das spirituelle Leben und die Praxis in unserem Land ebenso wie auf das Familienleben in Nigeria aus. Die Maßnahmen veränderten die Art und Weise, wie Gemeinschaften, Nachbarn und Freunde miteinander umgehen. Dabei kann man Unterschiede je nach Kontext beobachten: Die Menschen reagierten unterschiedlich in dörflichen oder städtischen Gegenden.

Gravierend werden die wirtschaftlichen Konsequenzen für kleine und mittlere Unternehmen sein: Zahlreiche Arbeitsplätze werden verloren gehen, die Löhne werden gekürzt werden, die Kriminalität im Land wird zunehmen, psychische Probleme werden auftreten. Insgesamt ist eine wirtschaftliche Rezession oder ein verlangsamtes Wirtschaftswachstum zu erwarten.“

Sonntag der Weltmission

Die Berichte aus dem Senegal, von der Côte d'Ivoire und aus Nigeria zeigen: Die Situation der Menschen in Westafrika ist dramatisch. Als eine missio-Delegation unter Leitung von missio-Präsident Dirk Binger im Januar dieses Jahres nach Westafrika reiste, um sich vor Ort ein Bild von den Herausforderungen der Kirche zu machen, erlebte sie bereits ein angespanntes Zusammenleben von Christen und Muslimen, das immer wieder durch Gewalt und terroristische Anschläge erschüttert wurde. Damals war aber noch undenkbar, mit welchen Herausforderungen die Menschen in Westafrika in den folgenden Monaten mit Ausbruch der Pandemie konfrontiert werden würden. „Die Auswirkungen der Krise verstärken Spannungen und Gewalt, der soziale Frieden ist gefährdet“, mahnt Binger. Umso wichtiger ist es, die Kirche und die Menschen in Westafrika zu unterstützen, die sich selbst in diesen schwierigen Zeiten für Frieden, interreligiösen Dialog und eine gesellschaftliche Verständigung einsetzen. „Solidarisch für Frieden und Zusammenhalt“ lautet deshalb das Motto der diesjährigen Kampagne zum Sonntag der Weltmission am 25. Oktober 2020.⁵ In den Fokus gerückt werden die Menschen in Westafrika, die nicht nur unter der Corona-Pandemie, sondern oft auch unter Armut, Hunger und islamistischem Terror leiden. Vorgestellt werden im Rahmen der Kampagne Menschen, die sich als Anwälte des Friedens auch in Zeiten von Corona für die Menschen einsetzen, die in Westafrika von fundamentalistischer Gewalt und

Terror betroffen sind. Über zwei Millionen Menschen sind allein in Nord-Nigeria, Kamerun, Tschad und Niger auf der Flucht vor den radikal-islamischen Milizen von Boko Haram.⁶ Als fundamentalistische religiöse Bewegung lehnt Boko Haram jeglichen gesellschaftlichen Pluralismus mit seinen differenzierten und vielfältigen Lebenswelten ab und fordert stattdessen eine absolute Treue zum islamistischen Bekenntnis. Ein Abweichen von der „wahren Lehre“ wird nicht akzeptiert, religiöser Ungehorsam wird mit allen Mitteln sanktioniert. Besonders betroffen vom Terror der Islamisten ist Maiduguri. Die nordnigerianische Stadt galt lange Zeit als Hochburg der islamistischen Bewegung, und so haben viele Familien in den vergangenen Jahren die Region verlassen, um sich vor den Terroranschlägen der Islamisten in Sicherheit zu bringen. Um den von Boko Haram vertriebenen Familien zu helfen, hat die Diözese Maiduguri – mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland – ein Hilfsprojekt gestartet und kümmert sich um 700 Frauen, Männer und Kinder, die vor den Terrormilizen geflohen sind. Das Internationale Katholische Missionswerk missio fördert die Aktivitäten der Diözese Maiduguri, um Familien auf der Flucht vor Boko Haram zu helfen.

Auch wenn Boko Haram als eine islamistische und damit religiös-fundamentalistische Gruppierung betrachtet wird, führen Beobachter der Situation in Westafrika die Entstehung von Boko Haram primär auf die herrschende Armut, die mangelnde Bildung, die im politischen Establishment um sich greifende Korruption sowie auf die wirtschaftliche Perspektivlosigkeit breiter Kreise der Bevölkerung zurück. All diese Missstände werden durch die Corona-Krise zunehmen. Die Religiosität der Bevölkerung wird auch in Nigeria instrumentalisiert, wenn fundamentalistische Gruppierungen wie Boko Haram versuchen, mit einer religiös kodierten Machtrhetorik aus dem Versagen des Staates sowie aus dem Fehlen einer verbindenden nationalen Identität Kapital zu schlagen. Umso wich-

tiger ist der Einsatz der katholischen Kirche in Nigeria, die mit ihrem Netzwerk in den Dörfern Westafrikas gerade auch in Zeiten der Corona-Pandemie präsent ist.

Eines der Beispiele, wie Christen und Muslimen von der Kirche ganz konkret geholfen wird: In der Diözese Yola hat Bischof Stephen Mamza ein Pastoralzentrum in eine Gesundheits- und Quarantänestation umgewandelt und den örtlichen Behörden zur Verfügung gestellt.⁷ Als dann in Yola die ersten Menschen erkrankten, konnten sie in der Station unter Quarantäne gestellt werden, um die nicht infizierte Bevölkerung zu schützen. „Mit dieser Pandemie umzugehen ist eine kollektive Verantwortung, denn das Virus hat keinen Respekt vor Religion, ethnischer Zugehörigkeit oder ob und wie schnell eine Person politisch dazulernt“, so Bischof Mamza. Die Initiative in Yola ist ebenso wie das Projekt in Maiduguri eine von vielen Maßnahmen, mit denen die Kirche in Westafrika zur Eindämmung der Pandemie beiträgt und zugleich das religionsverbindende Zusammenleben von Christen und Muslimen fördert. Sie tritt wild kursierenden Falschmeldungen über die Ursachen der Pandemie entgegen, wirbt für die Umsetzung notwendiger Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie und schenkt den vom islamistischen Terror ebenso wie von der Corona-Pandemie in zweifacher Hinsicht bedrohten Menschen Hoffnung. Ignatius Kaigama, Erzbischof von Abuja, brachte es auf den Punkt: „Im Moment erscheint uns alles nur düster und beängstigend. Aber wir geben niemals auf. Wir haben in der Vergangenheit größere Herausforderungen bewältigt. Diese wird nicht anders sein, vorausgesetzt, wir stehen zusammen.“

„missio@home“ und „#zusammenhalten“

Die Kampagne zum Sonntag der Weltmission wird in diesem Jahr natürlich auch in Deutschland von der Corona-Pandemie

beeinflusst sein. Aber weltkirchliche Solidarität lässt sich von einem Virus nicht aufhalten. missio bietet in diesem Jahr neben den Materialien zur Gestaltung der Liturgie und Gemeindegarbeit eine „missio@home“-Tüte an. Mit einem attraktiven Aufsteller, Kurzandachten, einer Gebetskarte, einer Teelichtbänderole, Rezeptkarten, dem Solidaritätsbändchen „#zusammenhalten“ und einer Spendentüte. Diese „missio@home“-Tüte kann an Gottesdienstbesucher und Gemeindeglieder verteilt werden, die auch in Zeiten von Corona an der weltkirchlichen Solidarität festhalten und spüren, dass sie mit den Menschen in Westafrika gerade in Zeiten der Not in einem Boot sitzen: „Denn alle sind wir dazu aufgerufen, gemeinsam zu rudern, alle müssen wir uns gegenseitig beistehen“ (Papst Franziskus).

Anmerkungen:

- ¹ <https://www.missio-hilft.de/blog/corona-pandemie/>.
- ² Anne Béatrice Faye wurde von Marco Moerschbacher zur aktuellen Situation in Côte d'Ivoire befragt.
- ³ Firmin Andos Randih wurde von Marco Moerschbacher zur aktuellen Situation im Senegal befragt.
- ⁴ Dominic Adeiza wurde von Marita Wagner zur aktuellen Situation in Nigeria befragt.
- ⁵ Vgl. Tiburzy, Bettina, Corona in Westafrika, in: missio (Hg.), Selig, die Frieden stiften (Mt 5,9). Solidarisch für Frieden und Zusammenhalt. Aachen 2020, 4-5.
- ⁶ Vgl. Vellguth, Klaus, „Westliche Bildung ist verboten“. Der Terror von Boko Haram erschüttert Nigeria, in: Deutsche Bischofskonferenz (Hg.), Solidarität mit verfolgten und bedrängten Christen in unserer Zeit: Nigeria. (Arbeitshilfe 295). Bonn 2017, 6-7.
- ⁷ Vgl. Tiburzy, Bettina, Stimmen der Hoffnung, in: missio (Hg.), Selig, die Frieden stiften (Mt 5,9), 8-9.

Leserbrief

Zu Heinz-Josef Fabry: „Schick sie fort, denn sie schreit hinter uns her!“ (Heft 8-2020, S. 227 – 230)

Mit großem Gewinn las ich die Predigt von Heinz-Josef Fabry „Schick sie fort, denn sie schreit hinter uns her!“ zum 20. Sonntag im Jahreskreis. Es ist schön zu erfahren, dass sich auch bischöfliche Herzen zu ganz menschlich-katholischen Stoßseufzern hinreißen lassen. Zumal ich den Eindruck gewinne, dass unsere deutschen Oberhirten heute manchmal der Versuchung nicht widerstehen können, sich selbst an die Spitze der Bewegung derer zu setzen, „die in unerträglicher Weise an unserer Kirche herumnörgeln.“

Doch möchte ich die Frage aufwerfen, ob die „syrophönizische Griechin“ bzw. die „Kanaanäerin“, mithin die heidnische Frau aus dem Evangelium, eigentlich den passenden Vergleich für die bischöfliche Auslassung über die Kirchenkritiker bildet.

Zunächst einmal meint der Bischof ja unsere eigenen Leute, deutsche Katholiken, die ihr Heil (bzw. das, was sie suchen) bei den Protestanten finden sollen. Er spricht nicht von Fremden, Menschen anderer Kulturen und Nationen, gar fremder Religionen. Insofern wäre eine Verheutigung der Situation des Evangeliums besser beschrieben, wenn z. B. dem Kölner Erzbischof und seiner Entourage auf der Hohe Straße eine arabische Wahabitin oder eine vietnamesische Buddhistin hinterherschreit und um ein Exorzismusgebet fleht. Wie sähe die Reaktion aus?

Dann darf man die Frage stellen, ob die mutige Aktion der kanaanäischen Frau (die von einer existenziellen Not, der Erfahrung mit dem Bösen in der eigenen Familie, gequält wird), tatsächlich als Kritik „nach Strich und

Faden“ gedeutet werden kann. Die Kritik an Jesus, seinem Verhalten und seiner „mensenverachtenden (tatsächlich!)“ Sprechweise liegt doch eher auf unseren Lippen, als auf jenen der Frau. Sie schreit zu Jesus – aber es ist ein Schrei der Not, nicht der Nörgelei. Es ist ein Schrei des Glaubens an die Macht des Sohnes David und ihr intelligentes rhetorisches Aufgreifen der jesuanischen Metapher verrät Witz und Verstand, keine unerträgliche Kritikasterei.

Es liegt nahe, im Evangelium nach besser geeigneten role models Ausschau zu halten. Wer käme in Frage? Zunächst mal keine Fremden, keine Andersgläubigen. Sofort fallen uns die offiziellen Vertreter der Pharisäer und Sadduzäer ein, die immer wieder mit Jesus streiten. Doch ihnen geht es um Grundsätzliches, um die Messianität, um den Anspruch, Sohn Gottes zu sein (Lk 22, 66ff.). Es geht ihnen nicht um Reformen innerhalb des Jüngerkreises. Sie wollen den Gotteslästerer selbst beseitigen und tun dies schließlich auch mit Hilfe des Pilatus. Eine zweite Gruppe, die in Frage kommt, ist die Familie Jesu, seine Eltern und Verwandten. Doch auch sie sind kein gutes Beispiel für unerträgliche Herumnörgelei an innerkirchlichen Strukturen. Sie halten Jesus schlicht für wahnsinnig, sein Auftreten ist zu peinlich: Sie wollen ihn mit Gewalt stoppen (Mk 3, 21) bzw. hinterhältig in den Tod schicken (Joh 7, 1-8). Schließlich bleiben noch die Jünger selbst, und die Apostel. Diejenigen, die Jesus nachfolgten. Und hier landen wir einen ersten Treffer, aber nur teilweise. Nach der Himmelsbrot-Rede in Kafarnaum (Joh 6) murren die Jünger und nehmen Anstoß, viele ziehen sich schließlich zurück. „Sollen sie doch gehen!“, sagt unser Bischof, aber er meint eben nicht diejenigen, die uns tatsächlich verlassen, sondern diejenigen, die nörgelnd bleiben.

Fündig werden wir eigentlich nur an einer Stelle: Richtige Nörgelei im bischöflichen Sinne kommt von Judas, der die Verschwendung des kostbaren, echten Nardenöls für die Salbung der Füße Jesu kritisiert (Joh 12,

3ff.). „Man sollte das Geld der Kirche lieber den Armen geben!“ ist ja bis heute ein Top-Schlagwort der Kirchenkritiker. Und der Evangelist Johannes zeigt uns auch direkt, wie mit solchen Anwürfen umzugehen ist: „Das sagte er aber nicht, weil er ein Herz für die Armen gehabt hätte, sondern weil er ein Dieb war; er hatte nämlich die Kasse und veruntreute die Einkünfte“ (Joh 12, 6). Echte Nörgelei findet man sonst nicht im Evangelium, da scheinen die Erzählungen des Ersten Testaments eine ergiebige Quelle zu sein. „Das Volk düstete dort nach Wasser und murrte gegen Mose. Sie sagten: Wozu hast du uns überhaupt aus Ägypten heraufgeführt, um mich und meine Söhne und mein Vieh vor Durst sterben zu lassen? Mose schrie zum HERRN: Was soll ich mit diesem Volk anfangen? Es fehlt nur wenig und sie steinigen mich“ (Ex 17, 3f.). Das Murren, die Nörgelei des Volkes, die Mose schier zum Wahnsinn treibt, zieht sich wie ein roter Faden durch den Bericht über die Wüstenwanderung. Auch als das Land, in dem Milch und Honig fließen, endlich erreicht wird, hört die Jammerei nicht auf. „Das Land, das wir durchwandert und erkundet haben, ist ein Land, das seine Bewohner auffrisst; das ganze Volk, das wir in seiner Mitte gesehen haben, ist von riesigem Wuchs. Sogar die Riesen haben wir dort gesehen – die Anakiter gehören nämlich zu den Riesen. Wir kamen uns selbst klein wie Heuschrecken vor und auch ihnen erschienen wir so“ (Num 13, 32b-33).

Aber zurück zum Apostel Judas. Er ist trotz aller Kritik geblieben, wie es Romano Guardini so schön ausführte, wahrscheinlich zu seinem Unheil. Doch ging es ihm nicht um die Frage, ob auch eine Frau beim Letzten Abendmahl an der Brust des Herrn ruhen sollte, oder ob katholische Eheleute ohne schlechtes Gewissen bestimmte Kontrazeptiva verwenden dürfen. Bei seinem Verrat, das werden wir ihm zubilligen müssen, ging es um Größeres, Wichtigeres. Ganz abgesehen davon, dass kein Apostel vor den unterschiedlichen Formen des Verrats gefeit war. Genau wie wir. Und hier endlich findet

sich ein besserer Vergleich. Sind wir nicht – ob konservativ oder progressiv, ob von links oder rechts, von oben oder von unten – genauso beschränkt und in unseren kleinen Möglichkeiten gefangen wie die Jünger des Herrn? Die Apostel haben jedenfalls die meiste Zeit gar nicht richtig verstanden, worum es dem Herrn ging. Sie mussten ständig nachfragen, wie dieses Gleichnis oder jene Aussage Jesu zu verstehen sei. Immer wieder wurden sie zensuriert und mit Redeverboten belegt. Immer wieder haben sie die Mission des Herrn kritisiert: Das darf nicht geschehen! Das soll Gott verhindern! Und der österliche Glaube, der in den Herzen der Frauen so rasche und große Frucht getragen hat, stellte sich bei ihnen nur zögerlich und nach und nach ein. Doch Jesus arbeitet mit diesen Einschränkungen. Es muss nicht alles jetzt und hier geklärt und beantwortet werden. „Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht; doch später wirst du es begreifen“ (Joh 13, 7). So werden wir ehrlicherweise zugestehen müssen, dass der Herr seine Kirche auch auf diejenigen aufgebaut hat, die ihn nicht immer verstehen, die Anstoß nehmen und ihn verraten und die manchmal auch „in unerträglicher Weise an unserer Kirche herumnörgeln“. Sie gehen eben nicht, und das ist auch gut so. Denn wir wissen „um die katholische Kirche und ihre von Gott durch Christus gestiftete Heilsnotwendigkeit“ und harren gemeinsam trotz aller Nörgelei in ihr aus, weil wir gerettet werden wollen (LG 14). Ich finde, Heinz-Josef Fabry hat uns an einen guten und praktischen Weg erinnert: Schaffen wir mehr Gelegenheiten, uns in friedlicher und gelassener Atmosphäre auszutauschen. Gerne bei einem leckeren Stück Erdbeertorte.

Pfr. Ulrich Filler, Köln

Die Begegnung von Stan Laurel und Thomas von Aquin

Eine Anregung zum Lesen

„Wie war das? Was sagten Sie? Thomas von Aquin?“

Stan Laurel stellt diese Fragen dem Menschen, über den er in völliger Dunkelheit plötzlich stolpert. „Ja“, sagte Thomas. „Ist das ein Problem für Sie?“ Die Begegnung von Stan Laurel, mit Geburtsnamen Arthur Stanley Jefferson (1890-1965), dem aus zahlreichen „Laurel & Hardy Filmen“ bekannten Komiker, mit dem großen Theologen und Philosophen Thomas von Aquin (1225-1274), deren Leben ein Zeitraum von 700 Jahren, wird als Fiktion, als Gedanken-spiel, als Literatur möglich. Markus Orths stellt in seinem 2020 erschienen Roman *Picknick im Dunkeln*¹ das Zusammentreffen dieser beiden unterschiedlichen Charaktere ins Zentrum.

Markus Orths, Jahrgang 1969, studierte Philosophie, Romanistik und Anglistik in Freiburg, seinen ersten Roman mit dem Titel *Corpus*² veröffentlichte er 2002 und folgte in seinem Aufbau dem Ablauf der katholischen Messfeier – vom Introitus bis zum Ite, missa est. Er veröffentlichte weitere Romane, Erzählungen, Hörspiele und Kinderbücher. 2018 übernahm M. Orths die Bamberger Poetikprofessur.

Am Beispiel des jüngsten Romans von Markus Orths sollen einige Aspekte der Bedeutung von Literatur für die Theologie entfaltet werden. Das Anliegen, Theologie und Literatur ins Gespräch zu bringen, ist keineswegs neu.³ Schon das Zweite Vatikanische Konzil sprach von der großen

Bedeutung, die Literatur und Kunst für die Kirche haben.⁴

Der Peter Hammer Verlag brachte ab 1967 jährlich eine Ausgabe des „Almanach für Literatur und Theologie“ heraus. Die fünfzehnte und letzte Ausgabe dieser Reihe erschien 1981. Auch widmen sich Theologen wie Karl-Josef Kuschel, Erich Garhammer und Georg Langenhorst intensiv dem Beziehungsgeflecht von Theologie und Literatur. 2016 wurde an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität in Wien unter Leitung des Dogmatikers Jan-Heiner Tück eine Poetikdozentur eingerichtet; namhafte Autorinnen und Autoren wurden und werden zu Gastvorträgen und Lesungen eingeladen und treten in einen interdisziplinären Austausch zum Verhältnis von Literatur und Religion ein.⁵ Zu den bisherigen Dozentinnen und Dozenten gehören u. a. Barbara Honigmann, Andreas Maier, Michael Köhlmeier, Thomas Hürlimann, Felicitas Hoppe und Sibylle Lewitscharoff.

Zu einer Begegnung mit Literatur kommt es jährlich auch bei einer Lesung im vollbesetzten Kölner Dom im Rahmen der Lit-Cologne. Regelmäßig finden Lesungen von namhaften zeitgenössischen Autorinnen und Autoren in kirchlichen Einrichtungen statt. Diese Hinweise belegen die Bedeutung, die auch heute der Literatur im Kontext von Glauben und Religion zukommt.

Religiöse Themen finden sich nicht selten in der Gegenwartsliteratur, Schriftstellerinnen und Schriftsteller setzen sich immer wieder in ihren Werken mit Glauben und Nichtglauben und mit der Frage nach Gott auseinander. Die Auffassung, die Frage nach Gott sei in der säkularen Kultur verstummt, hält einer Überprüfung in keiner Weise stand. In einer Zeit, in der die kirchliche Bindung einer wachsenden Zahl von Menschen rückläufig ist, gilt diese Entwicklung nicht in gleicher Weise für ein Interesse an religiösen Fragen. Theologinnen und Theologen ist zu empfehlen, sich nicht nur Fachliteratur anzueignen, sondern

auch aufmerksam wahrzunehmen, wie Religion und Glaubensthemen in der Gegenwartsliteratur aufgegriffen werden. Dabei geht es nicht darum, Zitate mit religiösem Bezug wie reife Äpfel vom Baum zu pflücken und zu verwenden, sondern den Garten der Literatur wahrzunehmen und die entfalteten Lebensfragen, die Freuden und Hoffnungen, die Ängste und Trauer von Menschen, und ihre Deutungen. Literatur erzählt von Menschen. Lesen erweitert den Horizont, dient nicht nur zur Bestätigung der eigenen Position, sondern kann eine heilsame Verunsicherung auslösen.

Lesen ist Begegnung

Literatur ist Kommunikation. Leser und Leserinnen begegnen in der Literatur nicht nur dem Autor und seinen Gedanken, sondern auch sich selbst, ihren eigenen Gedanken und Empfindungen. Sie treten in eine vom Autor oder von der Autorin kreierte Welt ein und bewohnen diese eine Zeitlang, sie entwickeln eine Nähe oder Distanz zu literarischen Figuren. Auf diese Weise wird Literatur zum Dialog, zu einem Gespräch, das als inneres Zwiegespräch beginnt.

Lesen ist Begegnung – zuerst mit Worten und Sprache – mit erzählten Erlebnissen, Orten und Zeiten, mit Gedanken und Gefühlen. „Der Text ist der Ausgangspunkt und der Boden für die *Begegnung*.“⁶ Literatur ist Unterhaltung – im wahrsten Sinne des Wortes – und ruft wie jede Unterhaltung Resonanz hervor. Literatur wird zum Resonanzraum⁷, sie ist – so Markus Orths – der „Beginn einer existentiellen Kommunikation“.⁸ Um diese existentielle Kommunikation geht es auch der Theologie.

Warum sollen Theologinnen und Theologen, Menschen, die in der Verkündigung und Katechese tätig sind, Literatur lesen?

1. Weil sie selbst täglich in Rede und Schrift mit Worten umgehen. Worte

sind das entscheidende Medium der An-Sprache. Mit Verkündigung und pastoralem Dienst Beauftragte können sich von Literatur inspirieren lassen und dadurch eine Sensibilität für Sprache entwickeln sowie ein Gespür erlangen, eine kirchliche Binnensprache, neuerdings „kirchisch“ genannt, zu überprüfen und zu überwinden. Wie hölzern ist mitunter die Sprache der Verkündiger! Wie viele kirchliche Ansprachen und Hirtenbriefe erreichen Menschen kaum noch, weil sie zwar gnadenlos richtig sind, aber durch ihre Sprache irrelevant werden. Sie sprechen nicht an, weil sie nicht anspruchsvoll sind. Oder noch problematischer: Sie beschallen Menschen von oben – übrigens die Grundbedeutung von „Katechismus“ (*katá* „herab“ und *ēchein* „schallen, tönen“) wörtlich „von oben herab tönen“.

2. Theologinnen und Theologen, Männer und Frauen in der Verkündigung und Pastoral möchten Resonanz hervorrufen, ihre Worte sollen nicht einfachhin vorbeirauschen. Das Wort Gottes, in der Heiligen Schrift gegenwärtig und den Menschen anvertraut, soll selbst zu einem Resonanzraum werden. Dazu ist notwendig, dass der Mensch zuerst zum „Hörer des Wortes“ (Karl Rahner) wird. Aus diesem aufmerksamen Hören heraus kann das Wort zum Klingen gebracht werden. Ansonsten bleibt das Wort wirkungslos, wie das Samenkorn, das auf steinigem Boden fällt und keine Frucht hervorbringt.
3. Theologie als Nachdenken und Sprechen über Gott ist Kommunikation. Wer Resonanz erzeugen möchte, muss den Widerhall aus dem Resonanzraum wahrnehmen. Kommunikation und Dialog beginnen mit dem Interesse. Zum Dialog gehört auch ein innerer Dialog, eine innere Auseinandersetzung und mitunter auch ein Ringen. Kirchliche Verkündigung als bloße Wiederholung der Lehre prallt heute an den meisten Menschen, auch den Gläubigen, ab, lässt keine Resonanz zu, weil diese für

das Leben nicht aufscheint. Auch die Lehre der Kirche muss kontextuell entfaltet werden.

Die Literatur bietet einen zum Verstehen des Eigenen hilfreichen Außenblick, der davor bewahren kann, im eigenen Saft zu schmoren. In der säkularen Welt ist es für Theologinnen und Theologen von großer Bedeutung, in ihrer Sprache und Verkündigung gesellschaftlich anschlussfähig zu sein.

4. Viele literarische Werke erweisen sich auch als Resonanzraum biblischer Zeugnisse und Geschichten. Die Bibel voller existenzieller Geschichten – Geschichten von Freundschaft und Feindschaft, von Schuld und Vergebung, von Leben und Tod, von Kreuz und Auferstehung. Diese Geschichten finden auch in der Literatur ihren Widerhall. Ein markantes Beispiel ist die große Romantetralogie von Thomas Mann, *Joseph und seine Brüder* (erschienen 1933–1943). Literatur eröffnet einen anderen Zugang zur Schrift als die Exegese; beide Zugänge haben ihren Sinn und ihre Berechtigung. Spannend wird es, wenn beide in Beziehung gebracht werden.
5. Literatur spricht an, wenn sie berührt. Ein Diktum in der Pastoral lautet: „Christus berührbar machen“. Das ist jedoch kein technischer Vorgang, der „gemacht“ wird, sondern ein persönlicher. Wenn der Verkündiger und die Verkündigerin nicht selbst berührt sind, wird ihre Botschaft nicht ankommen. Papst Franziskus beklagt unpersönliche Predigten, denen jegliche Frische fehlt; Gläubige nennen sie lebensfern. Sie „wie die geweihten Amtsträger selbst, leiden oft, die einen beim Zuhören, die anderen beim Predigen.“⁹

Literatur als Dialog

Markus Orths geht mit seinem Roman *Picknick im Dunkeln*, mit der Begegnung von Stan und Thomas ein Wagnis ein. Und er gewinnt. Der Roman lebt von erfrischen-

den Dialogen zwischen Stan und Thomas, die mitunter eine eigene Komik entfalten, etwa wenn Thomas verständnislos fragt, was Stan mit „Amerika“ meint oder wer Kant und Wittgenstein seien. Der Roman lebt aber auch von den inneren Dialogen, etwa wenn Stan sich an sein Leben und seine Filme (auch seine Filmdialoge mit Oliver Hardy, kurz: Ollie) erinnert und wenn Thomas auf seinen Lebensweg – etwa auf die Gefangennahme durch seine Brüder in Roccasecca – und auf seine Dialoge mit dem Philosophen, mit Aristoteles, blickt.

Markus Orths legt in seinem Roman auch sein Verständnis von Dialog offen, etwa wenn er Thomas das Prinzip der Disputation erläutern lässt: „Sehen Sie, wenn zwei Menschen reden, muss der eine ganz genau nachvollziehen, was der andere sagt. Sonst spricht man nicht mit dem anderen, sondern nur mit sich selbst, also mit dem, was man im anderen hört oder hören will, nicht aber mit dem, was der andere gesagt oder wirklich gemeint hat“ (174). Dialoge beginnen oft unter Menschen, die sich anfangs fremd sind – so wie zwischen Stan und Thomas – mit der Frage: Wer bist du? Neugier, aber auch Misstrauen und Unsicherheit schwingen mit. Im Verlauf des Dialogs wächst Zutrauen und Vertrauen. Der Ort, die Dunkelheit, führt die Gesprächspartner zusammen, aber nicht nur die Dunkelheit, sondern auch das Miteinander-Gehen, die Bewegung, bringt die beiden einander näher.

In der Dunkelheit

Der gesamte Roman *Picknick im Dunkeln* spielt in der Dunkelheit, in einer vollkommen dunklen Röhre. Die Dunkelheit wird geschildert als der Ort des Überschreitens vom Leben in den Tod, ein Zwischenzustand.

Thomas und Stan wissen auf ihrem Gang durch die Dunkelheit nicht, was auf sie zukommt und ob überhaupt etwas oder

jemand auf sie zukommen wird. Dunkelheit wird erlebt als eine Situation der Ungewissheit und Unsicherheit. Die beiden „tasten an der Wand entlang wie die Blinden und tappen wie die, die keine Augen haben“ (Jes 59,10). Stan weiß: Film ohne Licht funktioniert nicht. Die Dunkelheit wirft den Menschen vollkommen auf sich selbst zurück und – im Roman von M. Orths – auch auf die Person, der man im Dunkeln begegnet und mit der man unterwegs ist. Wenn das Augenlicht nicht mehr zur äußeren Wahrnehmung und zum Erkennen dienlich sein kann, bleiben Tasten, Hören und Erinnern. Tastend und im Hören auf den anderen bewegen sich Thomas und Stan vorwärts. Im Miteinander verlor das Dunkel seine bedrohliche Wirkung. Thomas ist mit einer traumwandlerischen, Halt und Sinn vermittelnden Sicherheit, die er aus dem Glauben nimmt, unterwegs. Auf diese Sicherheit kann Stan nicht bauen. Er war zeit seines Lebens ein nicht sehr religiöser Mensch. „Im Gegensatz zu Ihnen, Thomas, finde ich keinen höheren Sinn im Leben. Und deshalb lache ich“ (192). Der Roman gewinnt eine Faszination auch aus dem Gespräch zwischen einem überzeugten Gläubigen und einem Nichtgläubenden.

Halt und Orientierung geben im Dunkeln die Erinnerungen. Der Roman lässt die Erinnerungen, die Stan „mit inneren Augen“ sieht, lebendig werden: Filmsequenzen und Episoden aus seinem Leben, und wirft die Frage auf: Was hat mein Leben ausgemacht? Was bleibt?

Was macht die Finsternis hell? Eine Antwort ist: Das Erzählen, der Dialog hat die Kraft, Finsternis zu bannen. „Erzählen bedeutet: die Dunkelheit verbannen. Und es bedeutet zugleich: mit einem anderen Menschen zu sein.“¹⁰ Auf Platon, den großen Philosophen des Dialogs, bezieht sich Thomas. „Platon schreibt in seinem *Siebten Brief*: Durch Sich-Unterreden viele Male und durch langes vertrautes Zusammensein um der Sache willen entzündet sich von einem fliegenden Funken im Nu ein

Licht“ (207). Es geht nicht mehr nur um die äußere Dunkelheit, sondern um Erhellendes im Leben. „Das Licht, dachte Stanley, das Licht, es muss von innen kommen, Thomas hat recht, wir müssen es nur noch zum Leuchten bringen“ (208).

Dunkelheit und Finsternis stehen für existentielle Situationen von Menschen. In seinem autobiographischen Roman *Die Nacht*¹¹ sucht Elie Wiesel seine traumatischen Erfahrungen aus Konzentrationslager – einer extremen Situation der Dunkelheit – zu verarbeiten. Im Roman von José Saramago *Die Stadt der Blinden*¹² wird die Dunkelheit, die Blindheit, zur Allegorie menschlicher Existenz. Dunkelheit als menschliche Grunderfahrung ist auch in der Bibel ein wiederkehrender Topos.

Für Markus Orths war der Hauptanlass, diesen Roman zu schreiben, der Tod seines Vaters. „Mein Vater war ein gläubiger Christ. Im Grunde genommen steckt mein Vater auch ein wenig in der Figur des Thomas. Genauer gesagt, all das, was mich – als Agnostiker – von meinem Vater trennt (und dem ich nachspüren wollte). Während in der Figur des Stan Laurel vieles von dem steckt, was mich mit meinem Vater verbindet, denn er hatte einen unvergleichlichen Humor. Insofern ist dieses Buch für mich auch eine Art Abschiednehmen: sich einem wichtigen Menschen noch einmal zu nähern, seinem fernen Glauben (Thomas), seinem nahen Lachen (Stan), mit ihm durchs Dunkle zu gehen, in dem er jetzt ist, ein Dunkel, das wir im Leben niemals durchdringen können, außer in der Imagination.“¹³ Mit „Imagination“ ist ein weiterer Aspekt des Romans genannt. Die Szene, die dem Roman seinen Titel gibt, ist ein Picknick im Dunkeln, ein imaginiertes Picknick. Stan, ein Meister der Pantomime, breitet eine imaginäre Decke aus, auf der kulinarische Köstlichkeiten ausgebreitet werden. Thomas steht diesem Geschehen unbeteiligt gegenüber. Stan ermutigt ihn, zur Pantomime. „So tun, als ob. Wir spielen gegen die Wirklichkeit. Das ist toll! Glauben Sie

mir!" Die Kraft der Bilder öffnet Denk- und Vorstellungsräume.

Unwiderruflich kommt der Tod auf jeden Menschen zu. Religiöse und nichtreligiöse Menschen müssen sich, wenn sie nicht taub durch das Leben gehen, dieser unausweichlichen Wirklichkeit stellen. „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen." Was aber bedeutet Leben angesichts des Todes? Was heißt Hoffen angesichts des Todes?

„Ein literarischer Text kann Grundlage sein für die Begegnung, Anstoß für eine gewandelte existenzielle Kommunikation, kann mit immer neuen Bildern unser Leben erhellen, ist das frische, bis dato unausgesprochene erste Wort einer möglichen Begegnung." Auf diese Weise können ein Roman, eine Erzählung oder ein Gedicht zum Anlass eines Gesprächs mit anderen Leserinnen und Lesern werden – mit religiös Musikalischen und Unmusikalischen.

Was bleibt ist das Leben

Markus Orths Roman umfasst 50 Kapitel, das kürzeste ist das 49. Es enthält zwei Sätze: „Aber Schluss mit dem Tod. Was bleibt, ist das Leben" (229).

Markus Orths bezeichnet sich selbst als Agnostiker. In seinem Roman endet die Dunkelheit nicht in einem göttlichen Licht, die Erlösung geschieht nicht am Ende der Dunkelheit, wohl aber das Bekenntnis zum Leben. An diesem Punkt bleibt sich Markus Orths als Agnostiker treu. Für Christinnen und Christen mag an dieser Stelle die Zusage aus dem Johannes-Evangelium aufleuchten „Wir wissen, dass wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod" (1 Joh 3,14). Wer sich der Begegnung verweigert, wird nicht die Fülle des Lebens erfahren.

Markus Orths bezieht sich in der Darstellung des Aquinaten an mehreren Stellen

auf die Thomasbiographie von Gilbert Keith Chesterton, *The Dumb Ox*, von der Josef Pieper anmerkt: „Als die beste allererste Einführung in den Geist des heiligen Thomas erscheint mir noch immer das kleine Buch von Chesterton, *Thomas von Aquin*".¹⁶ Stan, der dieses Buch im Krankenhaus gelesen hat, stößt bei seinem Gang durch die Dunkelheit wieder darauf. Ein weiteres Buch taucht im Dunkeln auf; Thomas meint auf ein verschollenes Werk von Aristoteles gestoßen zu sein, auf den zweiten Band seiner *Poetik*, der im Übrigen auch bei Umberto Eco's Roman *Der Name der Rose* von Bedeutung ist. „Aristoteles hat im zweiten Buch seiner *Poetik* über niemand anderen geschrieben als über Sie. [...] Über Stan Laurel. [...] Er hat geschrieben über die Komödie, über das Lachen."

Beide, Stan und Thomas, erleben und erinnern ihre Lebenswahrheit in der Begegnung im Dunkeln intensiv und existentiell. Was bleibt: Thomas glaubt fest daran, auf dem Weg zum göttlichen Licht zu sein und Stan erinnert an die erlösende Bedeutung des Lachens. Ein letztes Wort, das der Autor dem großen Thomas von Aquin in den Mund legt, lautet: „Vergiss das Lachen nicht" (237). Stan lebte für das Lachen, Thomas für das Erkennen. Lebenswahrheit gibt es nur im Plural – Markus Orths erzählt, wie bereichernd es ist, wenn Personen mit ihrer Lebenswahrheit sich in der Begegnung öffnen. Hier weitet sich der Raum für Neues.

Anmerkungen:

- 1 Markus Orths, *Picknick im Dunkeln*. München 2020. Die folgenden Angaben zu Zitaten des Romans werden im Text gegeben.
- 2 Markus Orths, *Corpus*. Frankfurt/Main 2002.
- 3 Siehe: Bernhard Lang, *Religion und Literatur in drei Jahrtausenden*. Paderborn 2018.
- 4 Siehe die pastorale Konstitution *Gaudium et spes*. Dort heißt es: „Auf ihre Weise sind auch Literatur und Kunst für das Leben der Kirche von großer Bedeutung. Denn sie bemühen sich um das Verständnis des eigentümlichen Wesens des Menschen,

seiner Probleme und seiner Erfahrungen bei dem Versuch, sich selbst und die Welt zu erkennen und zu vollenden; sie gehen darauf aus, die Situation des Menschen in Geschichte und Universum zu erhellen, sein Elend und seine Freude, seine Not und seine Kraft zu schildern und ein besseres Los des Menschen vorausahnen zu lassen. So dienen sie der Erhebung des Menschen in seinem Leben in vielfältigen Formen je nach Zeit und Land, das sie darstellen.“ (Gaudium et spes, 62).

- 5 Jan-Heiner Tück ist Herausgeber einer Reihe „Poetikdozentur Literatur und Religion“, in der bisher vier Bände erschienen sind. Der jüngste Band wurde von Tobias Mayer mit herausgegeben: Tück, Jan-Heiner/Mayer Tobias (Hg.), Die Kunst umspielt das Geheimnis. Literarische Annäherungen (Poetikdozentur Literatur und Religion, Bd. 4). Freiburg i. Br. 2019.
- 6 Markus Orths, Literatur als existenzielle Kommunikation, in: Stephanie Waldow (Hg.), Ethik im Gespräch. Autorinnen und Autoren über das Verhältnis von Literatur und Ethik heute. Bielefeld 2011, 21-34. Online: <http://www.markusorths.de/essays/existenzielle-kommunikation>, abgerufen 24.04.2020
- 7 Siehe: Hartmut Rosa, Resonanz – Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin 2019.
- 8 Ebd.
- 9 Papst Franziskus, Evangelium Gaudium, 135.
- 10 Interview Hanser Verlag mit Markus Orths: 5 Fragen an ... Markus Orths. https://news.hanser-literaturverlage.de/u/nrd.php?p=Kgv7wyHeVa_110_1471842_45_44&items_l=1340054, abgerufen 26.04.2020.
- 11 Elie Wiesel, Die Nacht. Freiburg 1996.
- 12 José Saramago Die Stadt der Blinden. Reinbek bei Hamburg 1997.
- 13 Ebd.
- 14 Markus Orths, Literatur als existenzielle Kommunikation, aaO.
- 15 Gilbert Keith Chesterton, St. Thomas Aquinas. The Dumb Ox, New York 1933. Übersetzungen ins Deutsche: Elisabeth Kaufmann, Thomas von Aquin, Salzburg/Leipzig 1935, neu: dies., Der stumme Ochse. Über Thomas von Aquin, Freiburg u. a. 1960; Carl Koch, Thomas von Aquin, die ursprüngliche Übersetzung von Elisabeth Kaufmann vollständig durchgesehen, Bonn 2003, überarbeitet und ergänzt; Dieter Hattrup, Thomas von Aquin, neu übersetzt und herausgegeben. Paderborn 2015.
- 16 Josef Pieper, Thomas von Aquin. Kevelaer 2014, 15.

Alex Lefrank SJ

Chance zur Vertiefung des Eucharistieverständnisses in Corona-Zeiten

Durch die Corona-Epidemie sind die öffentlichen Eucharistiefeiern für die meisten Menschen ausgefallen. Es ist ein schmerzlich empfundener Ersatz, wenn man die Eucharistie nur am Bildschirm mitfeiern und die Eucharistie nicht wirklich empfangen kann. Es ist eine Entbehrung. Aber manche haben mir erzählt, dass sie dadurch die *Sehnsucht* nach der Eucharistie mehr gespürt haben. Einige haben sogar gesagt, dass sie diese „virtuelle“ Eucharistiefeier intensiver erlebt hätten als viele „realen“ Eucharistiefeiern mit gewohntem Kommuniongang. Dabei könnte der Unterschied zwischen „unerwartet neu“ und „gewohnt und alltäglich“ ein Faktor gewesen sein; Neues hat die Chance, unsere geballte Aufmerksamkeit zu aktivieren, während Gewohntes leicht an Wertschätzung verliert. Ich glaube aber, dass die genannten Erfahrungen mehr enthalten und dass es sich deshalb lohnt, sie auf dem Hintergrund davon, was ein Sakrament nach kirchlicher Lehre ist, genauer auszuwerten.

Zunächst ist mir eingefallen, dass es in der Geschichte der Kirche sehr große Wandlungen im Eucharistieempfang gegeben hat. In den ersten Jahrhunderten dürfte eine Teilnahme an der Eucharistiefeier ohne Kommunionempfang undenkbar gewesen sein; vom Kommunionempfang ausgeschlossen waren nur die Katechumenen, die noch nicht getauft waren, und die Büsser, die eine schwere Sünde bekannt hatten und bis zur Lossprechung nur am

Wortgottesdienst teilnehmen durften. Im Mittelalter wurde das Christentum zur Religion der Völker; die sonntägliche Messe gehörte zum gewohnten Wochenrhythmus. Die Kirche wurde zur Moralinstanz der Gesellschaft und versuchte, Gewissensbildung und Sündenerkenntnis zu fördern. Das führte dazu, dass viele zwar an der Messe teilnahmen, aber die „heilige Kommunion“ nicht empfangen. Das Laterankonzil 1215 sah sich deshalb veranlasst, als Kirchengebot zu formulieren, dass wenigstens einmal im Jahr, in der Fasten- oder Osterzeit, die beiden Sakramente der Buße und der Eucharistie zu empfangen seien. Damit etablierte sich auch als eine Art Regel: Keine Kommunion ohne vorherige Beichte. Kompensiert wurde der seltenere Kommunionempfang durch die Aussetzungs- und Anbetungspraxis, in der das Schauen das Essen ersetzte. Erst durch die liturgische Bewegung und das II. Vatikanische Konzil änderte sich die Praxis. Jetzt geht „man“ zur Kommunion, wenn man die Eucharistie mitfeiert. Das ist so sehr der Fall, dass Fernstehende, wenn sie an Weihnachten in die Kirche gehen, auch gehen, weil alle gehen, und z. T. mit der Hostie nichts anzufangen wissen. Es wäre sicher ein Kurzschluss, aus dem heute häufigerem Eucharistieempfang direkt auf größere Wirksamkeit zu schließen, genauso wie umgekehrt von seltenerem Empfang auf größere Heiligkeit.

Wie können wir unsere Eucharistiepraxis vertiefen? Ich möchte von einem Schlüsseltext aus, der Lebensbrot- und Eucharistierede Jesu in Johannes 6, 22-71, zu einer Vertiefung des Eucharistieverständnisses beitragen. In diesem Text sind 3 Teile zu erkennen: 1. Die Rede vom „Brot des Lebens“ (Joh 6,22-51), gipfelnd im Wort: „Ich bin das lebendige Brot“ (Joh 6,35.51a); 2. der explizit eucharistische Teil, in dem es um das buchstäbliche Essen seines „Fleisches“ geht (Joh 6,51c-59); der 3. Teil, in dem von einer Krise in der Jüngerschaft berichtet wird (Joh 6,60-71).

Wichtig ist zunächst einmal die Beobachtung, dass die vielfach „eucharistische Rede“ genannte Rede im größeren Teil gar

nicht von der Eucharistie, sondern vom Glauben an Christus spricht. Die Brotvermehrung war vorausgegangen. Das erinnerte die Juden an das Manna in der Wüste. Auf ihre Frage nach einem Zeichen, das ihn beglaubigt, antwortet Jesus: „Mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel ... und gibt der Welt das Leben“ (Joh 6,32-33). Das Wort „Leben“ steht im Johannesevangelium für „Reich Gottes“ (Mk) oder „Himmelreich“ (Mt). Es bezeichnet das endgültige Heil, das Ziel der ganzen Heilsbemühungen Gottes und der Menschen. Gott selbst gibt das „wahre Brot“, d. h. das Brot, das wirklich und wirksam den Hunger nach „Leben“ stillt, d. h. die Erfüllung der Lebenssehnsucht des Menschen gewährt. „Da baten sie (die Juden) ihn: Herr gibt uns immer dieses Brot!“ (Joh 6,34). Die Sehnsucht nach Heil ist in ihnen aufgebrochen. In Bezug auf die Eucharistie ist damit gesagt: Bevor die Eucharistie richtig in den Blick kommen kann, muss im Menschen eine *Sehnsucht nach dem endgültigen Heil*, der Erfüllung aller Lebenshoffnung, wach werden; sonst hängt die Eucharistie gleichsam in der Luft als ein Brot, bei dem völlig unklar bleibt, was es nähren soll.

Jesus antwortet auf die Sehnsuchtsbitte der Juden: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben“ (Joh 6,35). Eine Person als Lebensmittel mit unglaublicher Verheißung. Damit wird eine weitere „Etappe“ auf dem Weg zur Eucharistie benannt: *Der Glaube an Jesus Christus*, der sich darin aktualisiert, dass man „zu ihm kommt“. Jesus verspricht Ungeheures: „Nie mehr hungern“, „nie mehr dürsten“; er bietet sich selbst dazu an, dass das wahr wird. Aber wer das „haben“ will, muss „kommen“, sich aufmachen, Schritte auf Jesus zu tun, damit seine Verheißung für ihn wahr werden kann. Zu Jesus kommt man, wenn man sein Wort hört, sein Leben und Wirken studiert und so mit ihm vertraut wird. Eucharistieempfang wird sinnvoll, in dem Maß als Jesus für einen wichtig und interessant geworden ist.

Wir berühren damit eine kritische Frage, die in Bezug auf die ganze gängige Sakramentenpastoral zu stellen ist: Wird mit Berufung darauf, dass göltig gespendete Sakramente aus sich heraus wirken („opus operatum“), die Frage nach der Empfangsbereitschaft („Disposition“) vernachlässigt? Wird dadurch sogar verhindert, dass der Empfang der Sakramente für das Leben fruchtbar wird? Gilt das vielleicht auch für die gängige Eucharistiepraxis?

Im weiteren Verlauf des Evangelientextes geht es um den geheimnisvollen Vorgang des „zum Glauben Kommens“: „Alles, was der Vater mir gibt, wird zu mir kommen, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen“ (Joh 6,37). Zum Glauben kommen, was sich im „zu Jesus kommen“ konkretisiert, ist ein Geschehen, eine Auswirkung eines *innergöttlichen Vorgangs* zwischen Vater und Sohn: Nachdem der Vater uns den Sohn als Nahrung für unseren Weg zum endgültigen Leben gegeben hat, „gibt“ er uns seinem Sohn, damit wir zum Sohn kommen können. Es zeigt sich, dass *Personen Gaben für einander sind*: Der Sohn als Person ist Lebensmittel für uns; *wir sind Gabe* des Vaters an Jesus, allerdings als *Aufgabe*: „keinen von denen ... zugrunde gehen zu lassen“. Bevor davon die Rede ist, dass Jesus Brot zum Essen ist, muss entdeckt werden, dass er *als Person* durch seine Existenz, sein Leben und Wirken schon Lebensbrot ist. Eucharistie erfüllt ihren Sinn erst dann, wenn Jesus in seinem Leben, seinem Wort und seiner Liebe begonnen hat, für unser Leben entscheidend wichtig zu werden. Darüber hinaus sagen die zitierten Verse, dass, wer an Christus glaubt, nicht nur eine Beziehung zu Jesus hat, sondern er nimmt teil an seiner Beziehung, die er *als Sohn zu seinem Vater hat*.

Schließlich folgt im 2. Teil des Evangeliums die ausdrückliche Ankündigung der Eucharistie: „Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt“ (Joh 6,51). In diesem Satz verkündet das Johannesevangelium auf seine Art die Einsetzung der Eucharistie, und zwar als die Selbsthingabe Jesu für uns. Damit wird klar,

dass Eucharistie Vergegenwärtigung des *Kreuzesgeschehens* ist. In der Eucharistie empfängt man nicht einfach den Leib Christi, sondern den *hingegengebenen Leib Christi*; denn weil er als Mensch im Leib gekommen ist, konnte man mit ihm machen, was „die Welt“ unter dem „Herrscher dieser Welt“ (Joh 12,31; 14,30; 16,11) wollte. Sinngemäßer Eucharistieempfang setzt voraus, dass man vom Leiden Jesu nicht nur weiß, sondern dass man davon innerlich berührt ist.

In den anderen Evangelien wird die Einsetzung der Eucharistie am Abend vor seinem Leiden erzählt; an derselben Stelle bringt das Johannesevangelium die Fußwaschung, die Abschiedsreden und das hochpriesterliche Gebet Jesu. Wenn man Joh 6 mit Joh 13-17 zusammen sieht, kann man eine umfassende Darstellung der Eucharistiefeier erkennen: Diese Feier ist die *Vergegenwärtigung* des in den Himmel entrückten Christus bei den Seinen, indem seiner liebend gedacht, sein Wort verkündet, sein Gebet zum Vater aufgenommen, der Dienst aneinander (Fußwaschung) gewürdigt und schließlich sein Leib gegessen und sein Blut getrunken wird, damit er *durch uns* für die Menschen um uns *vergegenwärtigt wird*.

Das sakramentale Zeichen der Eucharistie ist das Mahl, Essen und Trinken. Indem wir Christi Fleisch essen und sein Blut trinken, vollziehen und bezeugen wir, dass wir *aus seiner Hingabe leben*, so wie wir aus der natürlichen Nahrung leben. „Wie ich durch den Vater lebe, so wird jeder, der mich isst, durch mich leben“ (Joh 6,57). Ja er „hat (schon) das ewige Leben“ (Joh 6,54). So ist die Eucharistie schon Erfüllung der eingangs angesprochenen Sehnsucht, allerdings noch unter den Bedingungen der noch andauernden Pilgerschaft.

Wir kommen zum 3. Teil des Kapitels: „Viele seiner Jünger, die ihm zuhörten, sagten: Diese Rede ist hart. Wer kann sie hören?“ (Joh 6,60). Stießen sich die Juden an dem Unerhörten, dass er, den man als „Sohn Josefs“ (Joh 6,42) kannte, „vom Himmel herabgekommen ist“ (Joh 6,33.38.41.42), so stoßen sich viele Jünger an der Banalität von Essen und Trinken, dazu noch das

Fleisch und Blut einer menschlichen Person. Darauf Jesus: „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch nützt nichts. Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, sind Geist und Leben" (Joh 6,63). Eben noch hatte er davon gesprochen, dass sie sein „Fleisch" sogar „zerkauen" (τρογῶν)¹ sollen, und jetzt: „Das Fleisch *nützt nichts*."

Das ist noch einmal ein Hinweis darauf, was für einen evangeliumsgemäßen Eucharistieempfang notwendig ist: Der Geist. Auch der Eucharistieempfang bringt nichts, wenn er nicht vom Geist belebt ist, so wie auch Jesu Worte nichts nützen, wenn sie nur Worte bleiben; sie müssen *durch den Geist Leben* werden. Wer aber im „Fleisch" der irdisch fassbaren Welt hängen bleibt und sich dem „Geist" nicht öffnet, erreicht ihn nicht. Auch eucharistische Frömmigkeit lebt vom Heiligen Geist.

Damit wird das Sakrament der Eucharistie rückbezogen auf die Initiations-Sakramente Taufe und Firmung, in denen der Geist vermittelt wird. Aber auch Taufe und Firmung sind keine Automatismen, sondern können nur fruchtbar werden, wenn sie im Glauben aufgenommen werden. Eine als Kind gültig empfangene Taufe macht noch keinen reifen und „mündigen" Christen; der Getaufte wird es in dem Maße, als er persönlich annimmt, dass er „auf seinen Tod getauft worden" ist, damit er „in der Wirklichkeit des neuen Lebens wandelt" (Röm 6,3-4).

Damit berühren wir wiederum ein grundlegendes Defizit unserer gängigen Pastoral: „Die Vollzüge der Initiation (Einführung in den Glauben) sind in unserer Kirche seit mehr als einer Generation wirkungslos", so formulierte es ein Fachmann in pastoralen Fragen.² Das führt zu „geistlosen Christen", die zwar die Gabe des neuen Lebens wie ein Samenkorn in sich tragen; es kann sich aber nicht entfalten, wenn der Geist keine Sehnsucht, kein persönliches Interesse und keine Glaubensbereitschaft bei ihnen zu erwecken vermag.

Das Evangelium berichtet weiter: „Daraufhin zogen sich viele seiner Jünger zurück und gingen nicht mehr mit ihm umher. Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt auch

ihr weggehen?" (Joh 6,66-67). Jesus nimmt nichts zurück; er fordert persönliche Entscheidung. Er als Person ist „der Weg" (Joh 14,6), auf dem zu gehen man sich entscheiden muss. „Simon Petrus antwortete ihm: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes" (Joh 6,68-69). So mündet dieser Schlüsseltext über die Eucharistie in die Entscheidung zur Nachfolge. Eine Kirche, die nur Wortverkündigung und Sakramente anbietet und nicht auch Entscheidung fordert, handelt nicht, wie Jesus vorangegangen ist.

So hat sich ein Weg in mehreren Etappen abgezeichnet, der – ausgehend von der Sehnsucht nach dem endgültigen Lebensheil, über den Glauben an den, der sich als Weggefährte zu diesem Heil anbietet, sodann über das „zu ihm kommen", um ihn als Person kennen zu lernen und als die Gabe anzunehmen, die der Vater schenkt, – zur Feier der Eucharistie führt, in der er durch Wort und Dienst gegenwärtig wird und in der sein hingegebener Leib und sein vergossenes Blut genossen werden kann. Der Geist ist die Kraft, die dazu befähigt, diesen Weg zu gehen. Da wir aber noch in dieser irdischen Welt mit ihrer Not leben, sind wir immer in der Gefahr, auch Jesus und seine Selbstgabe in der Eucharistie in unsere irdischen Verhältnisse einzuordnen, statt uns in die Wirklichkeit des dreifaltigen Gottes hineinholen zu lassen. Die Corona-Epidemie mit ihren Einschränkungen gibt uns die Chance, die Eucharistiefeier tiefer in ihrer *umfassenden* Bedeutung zu entdecken, sehnsuchtsvoller als das Lebensgeschenk zu erkennen und lebendiger mitzufeiern, wenn wir dazu wieder eingeladen sind. Hoffentlich fallen wir, wenn das „normale Leben" einkehrt, nicht einfach in alte Gewohnheiten zurück.

Anmerkungen:

¹ Nach ThWNT, Band VIII.

² Christian Hennecke, Glänzende Aussichten. Münster 2010, S. 58.

Literaturdienst

Thomas Frings: Gott funktioniert nicht. Deswegen glaube ich an ihn. Freiburg 2019 20 Euro, 190 S., ISBN 978-3451380266.

Eine große Medienöffentlichkeit wurde vor einigen Jahren auf den Autor dieses Buches aufmerksam: Thomas Frings wollte eines Tages nicht mehr leitender Gemeindepfarrer sein. Ein leidenschaftlicher und um die Kirche besorgter Seelsorger ist er geblieben. Schonungslos offen und radikal diagnostizierte er damals in einem Buch, dass die Kirche in einer Art geistlichem Burnout steckt, gelähmt von einem visionslosen Weiter- und unsäglichem Missständen.

Mit seinem neuen und sehr persönlichen Buch „*Gott funktioniert nicht*“ analysiert er nicht die Kirchenkrise im Reformstau und -stress, sondern wagt – jenseits der hektischen Kirchenreformdebatten – eine Art Tiefenbohrung, eine ehrliche Bestandsaufnahme des eigenen Glaubens, der eigenen Gottrede, eine Rechenschaftsabgabe über die Hoffnung, die ihn erfüllt – im Leben und im Tod. Es ist ein Buch, in dem der Autor nüchtern und ehrlich von seinen Erfahrungen spricht und zu uns Mitlesenden in Dialog tritt: Und du, Leserin und Leser, warum glaubst du eigentlich – als Christ(in)...? Wie konkretisiert sich dieser Glaube, der nicht automatisch einleuchtet?

Im Tagesgeschäft des Predigers passiert die Ungeheuerlichkeit, zu leichtfertig von Gott zu reden, zu leicht, zu gefühlsselig, zu selbstgewiss und eindeutig, zu glaubenssicher, zu naiv, zu wenig stockend und zu wenig angeagt von Zweifel und Fragen. Zuweilen tun wir so, als sei Gott im Besitz der Kirche, als könne man mit ihm hantieren und ihn nach Bedarf herbeirufen; als ‚funktioniere‘ Gott, greife direkt ein. So zu sprechen, ist diffus, wirkungslos und abgenutzt. Nur durch zeitsensibles Sprechen können wir auch bei Skeptikern und Zweiflern Gehör finden. Mir ist seit jeher der im Titel verdichtete Grundgedanke des Buches wichtig. Gott ist ‚mehr als notwendig‘ (E. Jüngel). Er ist nicht als Problemlöser, Lückenbüsser, Alibi für eigenes Nichthandeln oder Erfüllungsgehilfe meiner Sehnsüchte und Wünsche hilfreich, er dient nicht der Optimierung meiner Lebensstrategien, erfüllt nicht meine Erwartungen, leuchtet nicht unmittelbar ein. Nein, ein Gott, der funktioniert, den gibt es nicht. Ein solcher Gott wäre ein Götz; und eine Kirche, die ihn so behandelt, betriebe Götzendienst.

Ich lese Frings' Buch als Beitrag zu einer „ehrfürchtigen“ Theologie und bescheidenen Gottesrede. Im Bereich der Diagnose und des ehrlichen Ringens eines erlösungsbedürftigen, liebesbedürftigen, sterblichen Menschen erfahre ich das Buch als stark. Wie aber soll eine Gottesrede sein, die ernst macht mit dem nicht

funktionierenden, ja „unbrauchbaren“ (D. Bonhoeffer, G. Gäde) Gott? Fertige Lösungen wird es da nicht geben. Frings gibt eher fragmentarische und persönlich gefärbte Anstöße. Seine Veröffentlichung ist eine Einladung dazu, sich redlich Antwort auf die Frage zu geben, was uns trägt und wer uns rettet. Ein leises Credo, ein Buch für Gottsucher auf ihrer Glaubensreise. Als eine Einladung zum Selberdenken und zur Unruhe des Glaubens ist dieses sympathische und inspirierende Buch hilfreich.

Kurt Josef Wecker

Manfred Becker-Huberti: Heiliger Nikolaus. Geschichten – Legenden – Brauchtum. Kevelaer 2018, 252 S., ISBN 978-3836700481.

Der Autor beginnt seine Studie mit der Frage: „Wer ist der heilige Nikolaus?“ und zeichnet die legendenreichen Überlieferungen nach, nach denen er wahrscheinlich um 270 (bis 286 n. Chr.) in Patras als Kind wohlhabender Eltern geboren wurde und wahrscheinlich am 6. Dezember und frühestens im Jahre 326 (oder erst in den Jahren 342, 351 bis 365) verstarb. So gilt seit dem 8. Jahrhundert im Westen Europas der 6. Dezember unbestritten als sein Gedenktag. Nach der Ankunft seiner Reliquien in Bari ist der 9. Mai zum zweiten Nikolaus-Gedenktag geworden. Die weitere Ausbreitung seiner kultischen und liturgischen Verehrung erreichte im 9. Jahrhundert auch Deutschland, wo es dann auch zur Ausbildung von Brauchtum und Legenden zu Nikolaus wie auch seinen Begleitern (z. B. Knecht Ruprecht und Hans Muff) kam. Mit der „phrygischen Mütze“ gelangten dann auch „verweltlichte Nikoläuse“ ins europäische Brauchtum.

Diese große Resonanz und Verbreitung des Nikolausbrauchtums hat der Autor im zweiten Teil seines Werkes ausführlich und vorbildlich „vom (Un-)Sinn des Schenkens“ (S. 113-122) über das „Anbeißen“ (S. 131-148) bis zum „Singen“ (S. 149-157) und „Schmökern“ (S. 159-171) aufgearbeitet, gut lesbar dargestellt und mit farbigen Bildern bereichert. Abgerundet wird diese ansprechende, handliche und treffliche Studie zum einen mit dem höchst aufschlussreichen Kapitel über „Nikolaus in der Kunst“ (S. 123-129), da es neben dem byzantinischen Darstellungstyp auch einen westlichen in seiner Funktion als „Nothelfer“ gibt, und zum anderen mit einem abschließenden „Begriffslexikon“ zu „Nikolaus von A-Z“ von „Advent“ bis „Zwetschgen-Krampus“.

Damit hat der Brauchtumsforscher Prof. Dr. Manfred Becker-Huberti nicht nur ein gut lesbares, gehaltvolles und handliches Werk über das Brauchtum und die Verehrungsformen des „Heiligen Nikolaus“ vorgelegt, sondern spricht damit auch ausgewogen und fundiert „säkulare Interessenten“ des Heiligen Nikolaus gut an.

Reimund Haas

Auf ein Wort

„Mein Engel halte mich wach.“ (Max Frisch, Stiller)¹

ENGEL – stärken, begleiten, verheißen aus der grundlosen Güte des GUTEN

Unsere Tochter Sara war nach dem Abitur aufgebrochen zu einem halben Jahr Arbeiten und Reisen in Australien. Nun holte sie in den vergangenen Wochen dort die Corona-Epidemie ein. Das Virus machte es plötzlich nötig, möglichst bald Australien zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren. Sie hatte gute fünf Monate dort gelebt. Nun versuchte sie, über ihre Fluggesellschaft einen früheren Rückflug. Der wurde plötzlich abgesagt. Es gelang eine Umbuchung, mit einer anderen Fluggesellschaft über Tokio nach Frankfurt zu fliegen. Sie hätte dazu in Tokio von einem Flughafen zum anderen fahren müssen. Sonntag in der Frühe rief sie bei uns an, sie bräuchte für diese Passage durch Tokio ein Visum. Das war nun, einen halben Tag vor dem anvisierten Flug, nicht mehr zu machen. Wir waren in Sorge. Zwei Stunden später rief sie an: „Mensch, da war eine so irre nette Frau der Fluggesellschaft, die hat meine Angst gesehen, sie hat alles getan, um mich in einen anderen Flieger zu setzen, dass ich in Tokio im selben Flughafen bleiben kann. Die hat sogar Menschen unerlaubt in die bessere Klasse umgesetzt, weil der Flug eigentlich schon voll war. Ich komme jetzt raus, das ist einer der letzten regulären Flüge jetzt, die hier abgehen. Mensch, die Frau ist ein Engel!“

Wir konnten Sara 30 Stunden später gut in Frankfurt abholen.

Ein klassisches Engelmotiv taucht hier auf: Reisen begleiten (wie der Engel im Buch Tobit der Bibel; Tob 5). Stärken, wie bei Elija auf dem Weg zum Horeb (1 Kön 19); das Gute, das Befreiende verheißen, wie zu Beginn des Lukasevangeliums die Engel zu Zacharias, Elisabeth, Maria (Lk 1), wie bei Matthäus (Mt 1,18-2,23) zu Beginn des Lebens Aufweisende an Josef. In der Passion Jesu (bei Lukas erzählt; Lk 22, 39-46), in der großen Gottesanfechtung bis ins Platzen der Haut, bis in schwitzendes Blut, der Engel, der Kraft gibt, auszuhalten. Schließlich die Kunde des absolut Undenkbaren, dessen, was niemals noch war, das erweckte Erstehen aus der Hermetik des Grabes in den Ostererzählungen (etwa Lk 24,1-12): Es sind Engel, die solches künden, so, wie auch die Geburt dessen, der Heilung, Erlösung, Befreiung bringt (Lk 2,15), gegen die Mächte der Unterdrückung und des Todes. Engel, Hörendes, Geträumtes, Motive der Nahbarkeit des Unnennbaren, des Unermesslichen, wo uns das Wort GOTT mitunter gestaltlose, weißlichte Krücke ist, diesem Unsagbaren, dieser unfasslichen Gegenwart nun eine Gestalt zuzusprechen, die konkret unkonkret, geistleiblich ist und doch inkarniert mehr als nur eine Idee. ZWISCHEN.

Irgendwie spürbarer, sagbarer, ahnbarer – und zugleich auch Schutz vor dem Machtzugriff auf das dahinterliegende unverfügbare DU, von dem das fromme Nicht-Aussprechen des JHWH in jüdischer Spiritualität starkes Zeugnis gibt. Wir haben JHWH nicht. Keine Macht unserer Welt hat hier HABE.

Die Engel aber, wie Fragmente des Göttlichen, die Erscheinungsweisen des: Kostet und seht die Güte des GUTEN selbst; sie können uns wach halten für das unendliche *Magis* Gottes, das zugleich Gestalt je annimmt in der unbedingten Konkretion des Je Jetzt, nicht machbar, nicht im Wissen, nicht verfügbar, aber erfahrbar, erlebbar, erzählbar.

Markus Roentgen

¹ Max Frisch, Stiller (=st 105). Frankfurt/M. 1973, S. 382.

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Prof. Dr. Stefan Kopp, Theologische Fakultät Paderborn, Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft, Kamp 6, 33098 Paderborn | Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth, Münsterstraße 319, 52076 Aachen | Dr. Werner Höbsch, Hermannstraße 8, 50321 Brühl | P. Alex Lefrank SJ, Carl-Netter-Straße 7, 77815 Bühl

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E